# DER QUERSCHNITT

VII. Jahrgang Heft 2

## INHALTS-VERZEICHNIS

Paul Valéry ..... *Gedenken und Abschied (Rainer Maria Rilke †)*
Alfred Beier ..... *Mein Leben als „Hof"-Sänger*
Wyndham Lewis ..... *Nietzsche als Popularphilosoph*
Anton ..... *Das K. K. Ballettmädel*
Max Herrmann (Neisse) ..... *Aschermittwoch-Couplet*
Marcel Ray ..... *Komfort des Völkerbundes*
Tristan Tzara ..... *Erinnerungen an Dada*
Richard Huelsenbeck ..... *Aus den „Phantastischen Gebeten"*
Paul Eipper ..... *Noch einmal Hagenbeck*
Maxim Gorkij ..... *Sergej Jessenin*
André de Ridder ..... *James Ensor*
Pandit Tarachand Roy (Lahore) ... *Der Bauer und der Kaufmann, Ein indisches Märchen*
Victor Manheimer ..... *Privatbibliothek*
Ludwig Pietsch .. *Berliner Karneval vor fünfzig Jahren*

*Bücher-Querschnitt*
*Marginalien / Das Ausland*

*Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln*

*Beilage: Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 6)*

*

*Umschlagzeichnung von Ernst Aufseeser*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

INTIMES RESTAURANT

Hotel

„Der Fürstenhof"

Potsdamer Platz / Eingang Hotelvestibül

◆

TAFEL-MUSIK

Gabelfrühstück / Abendessen / Speisen nach der Karte

Tischbestellungen: Zentrum 12140-12159

Die Vossische Zeitung mit ihrem Weltdienst

4.30 Mk. monatlich

Bestellungen bei der Post und beim Verlag Berlin SW 68

Carl Hofer

# GEDENKEN UND ABSCHIED

Von

*PAUL VALÉRY*

*Rainer Maria Rilke* . . . dieser teure Name, der bisher einen Klang von Freude hatte, von süßer Hoffnung auf Begegnungen und köstlichen Gedankentausch, dieser für mich so reiche Name, das magische Wort, das engste Verbundenheit im Geiste und vollste Erfüllung bedeutete, *Rainer Maria Rilke* . . . dieser liebe Name, ist jäh und plötzlich ein durchdringender Schmerz, ein herzzerreißendes Gefühl geworden.

Teurer Rilke! . . . Ich sah in ihm, ich liebte in ihm den zartesten und geisterfülltesten Menschen dieser Welt, den Menschen, der am meisten heimgesucht war von all den wunderbaren Aengsten und allen Geheimnissen des Geistes.

Dieses hier ist meine letzte Erinnerung an diesen Freund: Ich sah ihn zum letztenmal im Monat September an den rein gezeichneten Rändern des Genfer Sees. Er hatte mich in einem Park in Thonon aufgesucht. Niemals hatte ich ihn bei anscheinend so gutem Befinden gesehen, so fröhlich, so befriedigt von seiner Arbeit. Er sagte mir, er sei mit der

Uebersetzung meines „*Narziß*" gerade fertig geworden, sei mit ihr zufrieden und hätte sie mit großer Freude einigen Freunden vorgelesen, die in einem Schlößchen in der Umgegend von Lausanne zusammengekommen seien, sie zu hören. Er faßte mich unter und führte mich sacht zu den großen Bäumen des Parks von Anthy. Er wollte mich über die Fortsetzung meines „Narziß" befragen, über den besonderen Sinn, den ich diesem Mythus gäbe . . . Ich sprach, und er nahm teil an meinen Worten, an meinem Unterfangen, für ihn allein existieren zu lassen, was noch nicht existierte und vielleicht niemals existieren wird, nahm teil, wie ein Dichter teilnimmt an sich selbst, wie jemand, der innen steht und selbst rings umdrängt ist von den Einfällen, Verführungen, Hemmungen, Erleuchtungen, Willensregungen, Entschließungen und Verzichten, von all dem, was das wahre innere Leben eines Gedichtes ausmacht.

Welch köstlicher Tag! Es wurde Zeit, sich zu trennen. Schon von weitem kündigte das weiße Schiffchen sein Kommen an durch das Geräusch seiner Radschaufeln im großen Schweigen der Stille, lief das Ufer an, nahm den Freund, entzog ihn uns, trennte ihn auf immer von unseren Händen, die ihn grüßten, unseren Augen, die ihm lächelten, unserem Geiste, der noch zwischen Frage und Antwort schwang, und es war nichts mehr da als ein wenig Schaum und ein verschwebender Rauch . . .

Aber all dies ist nur *mein* Verlust und meine persönliche Trauer. (Und es ist beinahe unnötig, von meiner Dankbarkeit für denjenigen zu sprechen, der jene bewunderungswürdige Uebersetzung meiner Werke unternommen hatte.) Ich muß etwas mehr sagen, Erheblicheres, Umfassenderes:

In der gedankenvollen Klausur seines Einsiedlerturms von Musot, wohin er sich nach vielfachem Schweifen aus Gründen der Gesundheit und aus Liebe zur Meditation eingeschlossen hatte, war Rilke allmählich, unmerklich zum Bürger des intellektuellen Europa geworden. Diesen großen Poeten, einen der im edelsten Sinne ruhmreichsten Dichter der germanischen Welt, verband eine starke Wahlverwandtschaft mit der slawischen Rasse, er war ein tiefer Kenner Skandinaviens, und gegen den Westen hin stand er der französischen Kultur so nahe, daß ich ihn leicht verlocken konnte, Gedichte in unserer Sprache zu schreiben und zu veröffentlichen.

Ihn verloren haben, heißt einen verloren haben, der in sich vereinte nicht nur die Fassungskraft für alles Schönste, was Europa hervorgebracht hat, und die vertiefte Kenntnis der Reichtümer, die aus unserer Verschiedenheit kommen, sondern der auch die nahe, schon schöpferische Sensibilität besaß: *Die Seele einer künftigen Zeit . . .*

*(Deutsch von Franz Leppmann.)*

Chagall (Radierung)

# „INDIANERHERZ KENNT KEINEN SCHMERZ!"

## DAS LEBEN DES „HOF"-SÄNGERS ALFRED BEIER

### Von ihm selbst erzählt

Als der Sohn eines Arbeiters, am 27. Juni 1901, wurde ich in Halle an der Saale im Fabrikviertel geboren. Ich glaube, meine Jugend war sorglos. Ich hatte viel freien Willen, denn Vater ging frühmorgens auf Arbeit, und auch Mutter war in der Fabrik, und so kam es, daß ich bald zu einem Ausbund wurde. Aus der Schule heraus ging es los, wir konnten uns kaum halten vor tollen Streichen, die ich mich heute nicht mehr getraute. Die Prügel für diese Taten fielen auch nicht allzu spärlich aus. Ich war ein guter Schüler, habe mich aber nicht zum einzelnen zwingen lassen. So kam es, daß ich mich durch die Schule durchgeschlagen und doch nichts Rechtes gelernt habe; denn ich wollte gerne Elektromonteur oder Installateur werden und war somit meinem Vater zuwider, der gerne gesehen hätte, daß ich Steinsetzer lerne.

Als ich aus der Schule entlassen wurde, war schon Krieg. Ich ging in die Pulverfabrik, woselbst Leuchtpatronen gemacht wurden. Später ging ich mit meinem Vater auf Bauarbeit. Er zog mir jedoch die Zügel derartig streng an, daß ich beschloß, bei der ersten Gelegenheit zu türmen. An einem Freitag, nach der Lohnzahlung, hatten wir Krach, weil ich alles abgeben sollte. Ich sagte: „Ich gehe in'n Kientopp," schmiß die Türe zu, setzte mich auf die Bahn und machte nach Rathenow, wo ich auf der Pulverfabrik Premnitz arbeitete.

Rathenow war Verpflegestation, und es kamen viele Truppentransporte durch, eines Tages auch ein Bataillon aus Halle, wo Bekannte von mir waren.

Ich ging, um von Hause zu hören, und einige ganz Verwogene riefen: „Na, Kleiner, willst du mit?“ Erst aus Jokus stieg ich mal mit ein. Es war ein Güterwagen mit sechs Pferden drinnen, die so standen, daß sie drei und drei sich anschauten. In dem freien Raum in der Mitte lagen wir und spielten Skat — — und da war es passiert: der Zug fuhr los, und ich konnte nicht mehr heraus. Gardelegen, Hannover bis Köln. Hier, kurz vor der Ueberfahrt über die Rheinbrücke, wurde revidiert, und bald hatten sie mich am Schlafittchen. Ich wurde der Bahnhofskommandantur übergeben und am nächsten Tag mit einem Kriminalen nach Hannover übergeführt, wo ich zum ersten Mal ein Gefängnis von innen kennenlernte. Ich saß drei Wochen, und was das Schlimmste ist, im Schubgefängnis. Dort werden die Leute untergebracht, die nur auf dem Durchtransport und oft wochenlang unterwegs sind. Keine Waschgelegenheit haben sie und können auch nicht aus den Kleidern, weil es nur Pritschen und Decken gibt. Außerdem kommen hier noch die Pennbrüder herein. Es ist sehr schlimm; in ein paar Tagen hat man fast nur noch Fetzen am Leib, und die wimmeln von Bienen. Zu essen gab es nur in Wasser gekochte Kohlrüben und getrockneten Fisch — einen Happen pro Mann. Arbeiten mußten wir von früh bis abends, immer verschimmelte und vermoderte Militärröcke auseinandertrennen.

Weil ich den Eisenbahnfiskus um soundsoviel Mark betrogen habe, wurde ich zu drei Wochen verurteilt, welche als durch die Untersuchungshaft verbüßt betrachtet wurden, und ein paar Minuten später stand ich als 16jähriger Knirps, in Fetzen, mittel- und obdachlos in Hannover im Regen, kannte keinen Menschen.

Aber ich sagte mir meinen Wahlspruch: „Indianerherz kennt keinen Schmerz.“ Ein Pennbruder riet mir, am Bahnhof Koffer zu tragen. Nach vier Tagen hatte ich soviel verdient, daß es bis Rathenow langte. Ich arbeitete dort wieder auf Leuchtpatronen, und als ich ordentlich in Schale war, fuhr ich nach Hause nach Halle und arbeitete dort. Dazwischen kam die Revolution.

Im Mai 1919 hatte ich wieder Krach mit dem Alten und haute ab nach Berlin. Ich ließ mich bei einem Sturm-Lehr-Regiment anwerben, und es gefiel mir da soweit ganz gut. Da gab es eines Tages anstatt der gewöhnlichen Löhnung von 60 Mark gleich drei Dekaden ausbezahlt, also 180 Mark. „Das ist Sache!“ sagten wir uns, mein Freund, der Oberschlesier, und ich, gingen zuerst nach dem Rummelplatz, wo wir feste angaben, und dann schmorten wir uns in den Zelten so richtig einen an. Je toller es herging, um so aufgeräumter wurde ich; als das Geld alle war, gingen wir heim und wurden wegen Urlaubsüberschreitung gemeldet. Auf Stube angelangt, schlug ich aus Wut, weil das Geld weg war, und wegen der Meldung alles kurz und klein, und dann schlief ich meinen Rausch aus. Es gab drei Tage Mittel. Ich kam dann zu den Gardeschützen und mit ihnen nach Oberschlesien an die polnische Grenze.

Hier war für mich Schluß mit dem Soldatenspielen, und ich könnte es auch nie mehr. Wir lagen nämlich bei so richtigen Popolskus im Privatquartier, und mein Freund wurde von der Alten bezichtigt, er habe eine Uhr gestohlen. Er hatte sie nicht gestohlen, und weil er ein patenter Junge war, erschoß er sich aus Kummer darüber. Die Uhr wurde dann bei der Alten unter dem

Bett gefunden. Wir hatten eine Wut und haben's ihr besorgt!!! Aber wie?!! Was hilft es? Mein Freund war hin; weil ich seinen zerschossenen Schädel immer vor mir sah und die blutige Uniform, hielt ich es nicht mehr aus und ließ mich abmustern.

Ich blieb in Berlin. Bald war das Geld alle, und ich fing wieder an, Koffer zu tragen, am Anhalter Bahnhof. Die Verkehrsstreiks damals brachten allerhand Arbeit. Ich wurde mit den Leuten bekannt, die sich auf den Bahnhöfen herumtrieben und um die Markthallen, und ich lernte bald alle ihre Kniffe. In der Jägerstraße in allen Bars und Dielen wurde ich als pfiffiger Anreißer und Schlepper gerne gesehen. Auch vor Plakattragen habe ich mich nicht gescheut, alles, wofür es eben Geld gab, habe ich gemacht; es ging mir ganz gut, bis mir einer — oder war es eine? — das Koksen beibrachte. Ich war nachher bei den Kokshändlern Unter den Linden so bekannt, daß sie mir von weitem zuriefen: „Halloh, wieviel Gramm?" So habe ich jede Nacht 2½ bis 3 Gramm durch die Nase gezogen. Es war schon fein, und ich war direkt krank, wenn ich mal kein Koks hatte. Gerettet hat mich meine Wanderlust. Denn im Mai hielt es mich nicht mehr in Berlin, ich tippelte hinüber nach Halle, wo mich die Alten aufnahmen.

Am 25. Juni 1922 wurde ich bei einer Prügelei zwischen Bismarckbündlern und Kommunisten verhaftet — als Rädelsführer. Wieso ich zu dieser besonderen Ehre kam, weiß ich selber nicht. Es waren noch viele andere mit mir verschütt gegangen, und es gab eine Massendemonstration wegen unserer Freilassung. Am 27. Juni,

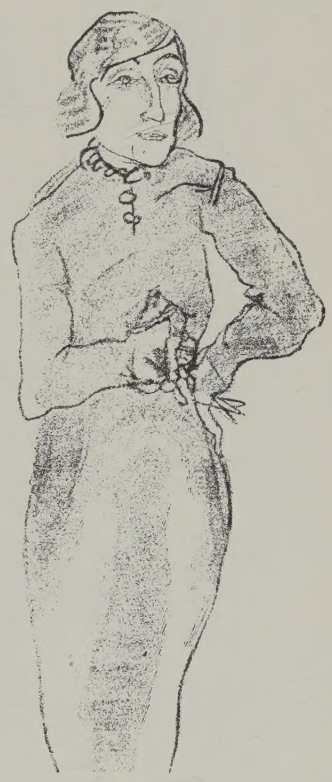
gerade an meinem Geburtstag, kam ich wieder heraus. Schon wollte ich mich freuen — aber da erfuhr ich, daß ich steckbrieflich verfolgt werde. Ich war vogelfrei, versuchte in Berlin unterzukommen, aber am 1. August hatten sie mich schon, und im Januar wurde ich wegen Landfriedensbruchs, Körperverletzung und Widerstands gegen die Staatsgewalt zu neun Monaten verknackt. Ganz glatt ging die Zeit nicht vorüber, namentlich als es Frühling wurde. Da bekam ich zweimal vierzehn Tage Einzelhaft wegen Störung des Gottesdienstes, und für einen Spaß, bei dem ein Aufseher ein Vergißmeinnicht-Auge abbekommen hatte, noch einmal vier Wochen.

Als ich herauskam, ging ich nach Berlin zurück, und da ich keine Arbeit finden konnte, ging ich auf die Walze. Immer alleine, schnurstracks nach Westen. Erst nach Rathenow. Das Nest abgebettelt und abends in die Herberge. Da war ein Leben wie auf einer Versteigerung: Strümpfe, Schuhe, Hemden, Jacken, alles zu einem Spottpreis. Ich habe noch nie eine Herberge gesehen, wo so viel geramscht wird, wie in Rathenow. Dem Herbergsvater mußte man 10 Pfennige für sein Spülwasser von Kaffee zahlen und 50 Pfennige fürs Quartier, 10 Mann in einem Zimmer. Alle Neuangekommenen mußten sich auf Läuse untersuchen lassen. Da gab es einen besonderen Tarif: bei wem eine Laus gefunden wurde, der durfte noch schlafen, für 2 bis 3 mußte er 25 Pfennig nachzahlen, wer über 3 hatte, flog hinaus.

Bis Hannover tippelte ich glücklich weiter, und von da nach Bremerhaven, Cuxhaven und zurück nach Bremen, dann über Osnabrück, Oldenburg bis zur holländischen Grenze. Hier lernte ich einen Kunden kennen, der die Pascherschliche kannte und mich mit hinübernahm. Nach zwei Nächten hatten wir's geschafft, und beim Morgengrauen erreichten wir Hoggraven. Es war gegen 9 Uhr, als wir durch ein Dorf gingen, wo die Kinder gerade Pause hatten. Da mein Freund einen furchtbaren Haarpelz hatte, der ihm bis über den Jackettkragen hing, gröhlten die Göhren uns nach: „Dütschmann, Dütschmann!" und schrien so lange, bis der Landgendarm aus der Kneipe kam. Gravitätisch auf seinem Rad sitzend, holte er uns ein, und ein paar Minuten später saßen wir in der Zelle. Aber es gab Tee, Weißbrot und Butter. Wir streckten uns lang aus, drehten uns mit Zeitungspapier aus Stummeln, die wir in der Tasche hatten, eine Zigarette und kamen uns vor wie Weltreisende im Schlafkupee. Per Schub ging's dann wieder zurück nach Neuschanz, wo sie meinen Kollegen, der was ausgefressen hatte, zurückbehielten, während ich die gleiche Strecke zurücktippelte bis nach Bremen. Denn ich wollte unbedingt hinüber nach Amerika, und hier machte ich meinen ersten Versuch.

Ein paar Tage trieb ich mich im Hafen herum, und als ich sah, daß die Stewards Wäsche an Bord brachten, nahm ich auch einen Stoß, trug ihn an Bord und legte ihn an Ort und Stelle. Dann suchte ich den Kohlenbunker und versteckte mich. Bei der Revision fanden mich die Zollbeamten. Ich wurde tüchtig durchgebläut, sonst nichts. Aber Bremen gefiel mir nicht mehr, und ich ging nach Hamburg, welches ich nach acht Tagen erreichte. Dort logierte ich im Asyl, dem berüchtigten „Pik-As." Im Warteraum, der vollgepfropft war mit Menschen, ist die ganze Welt vertreten: Engländer, Amerikaner, Japaner,

Chinesen, Malaien, Russen. Es gab gute Erbssuppe und dann im Schlafraum eine wilde Hauerei und ein Kauderwelsch dazu, wie ich es noch nie in meinem Leben gehört habe: Jeder wollte das obere Bett haben. Die ersten drei Nächte habe ich überhaupt nicht geschlafen, schon weil es zu hart war und weil man zweimal versuchte, mir die Schuhe zu stehlen. Ich hatte es jedoch gemerkt und beim zweitenmal dem Kadetten so auf die Rübe geklopft, daß er genug hatte. Oft kommt es im „Pik-As" vor, daß einer am Morgen barfuß zum Tor hinausgewandert ist, der mit feinen Trittchen an den Füßen gekommen war, oder ohne Mütze, ohne Mantel, sogar ohne Papiere.



Paul Weiskopf

Am Morgen wurde nach dem Kaffee die erste beste Kaschemme besucht, wo man trocken sitzen darf, das heißt ohne etwas zu verzehren, und so um neun geht's dann los in die Stadt zum Betteln. Unterdessen war ich auch etwas bekannter geworden und verkehrte in einer Kaschemme in der Finkenstraße, auch ein internationales Lokal. Als ich hineinkam, wollte man mir gleich an den Kragen, habe mir aber sofort Respekt zu verschaffen gewußt. Es ging kein Tag ohne Schlägerei dahin, und ich durfte bei keiner fehlen. Ich trug damals einen roten Knoten um den Hals, hieß der Apachenfred und hatte fast immer Glück.

In der Kaschemme konnte man auch schlafen; es kostete 15 Pfennig, dafür durfte man auf dem nackten Boden liegen, konnte sich aber beim Wirt für weitere 5 Pfennig einen Packen Zeitungen als Unterlage ausleihen. Jeder hatte seinen bestimmten Platz, und wehe dem, der dieses Recht einmal angetastet hätte. Fußtritte waren das wenigste. Wenn alles schlief, soweit man wegen der Wanzen von Schlafen reden konnte, waren die Fledderer an der Arbeit und räumten die Taschen aus. Alles, was ihnen nur irgendwie wert erschien, nahmen sie mit und machten es am Morgen in der Kleinen Freiheit zu Geld. Auch die paar erbettelten Pfennige stahl man sich hier untereinander. Groß war das Gezeter an jedem Morgen, aber nur ein ironisches Lächeln war die Antwort, denn die Fledderer hielten zusammen und verrieten sich nicht.

Morgens 5 Uhr wird die Kaschemme geöffnet, und dann strömen die herein, die es vorziehen, nachts zu türmen, das heißt spazierenzugehen, teils aus Reinlichkeitsgründen, teils aus Geschäftsrücksichten. Wer im Freien schläft, läuft aber immer Gefahr, ohne Mantel und Mütze zu erwachen, von anderen Verlusten ganz abgesehen. Einem Amerikaner haben die Fledderer aus unserer Kaschemme einmal, als er in einem Torweg besoffen eingeschlafen war, die goldene Uhr gezogen. Am anderen Tag las man dann in der Zeitung, daß der Mann auch noch 4000 Dollar in der Tasche gehabt habe. Die hatten ihm die

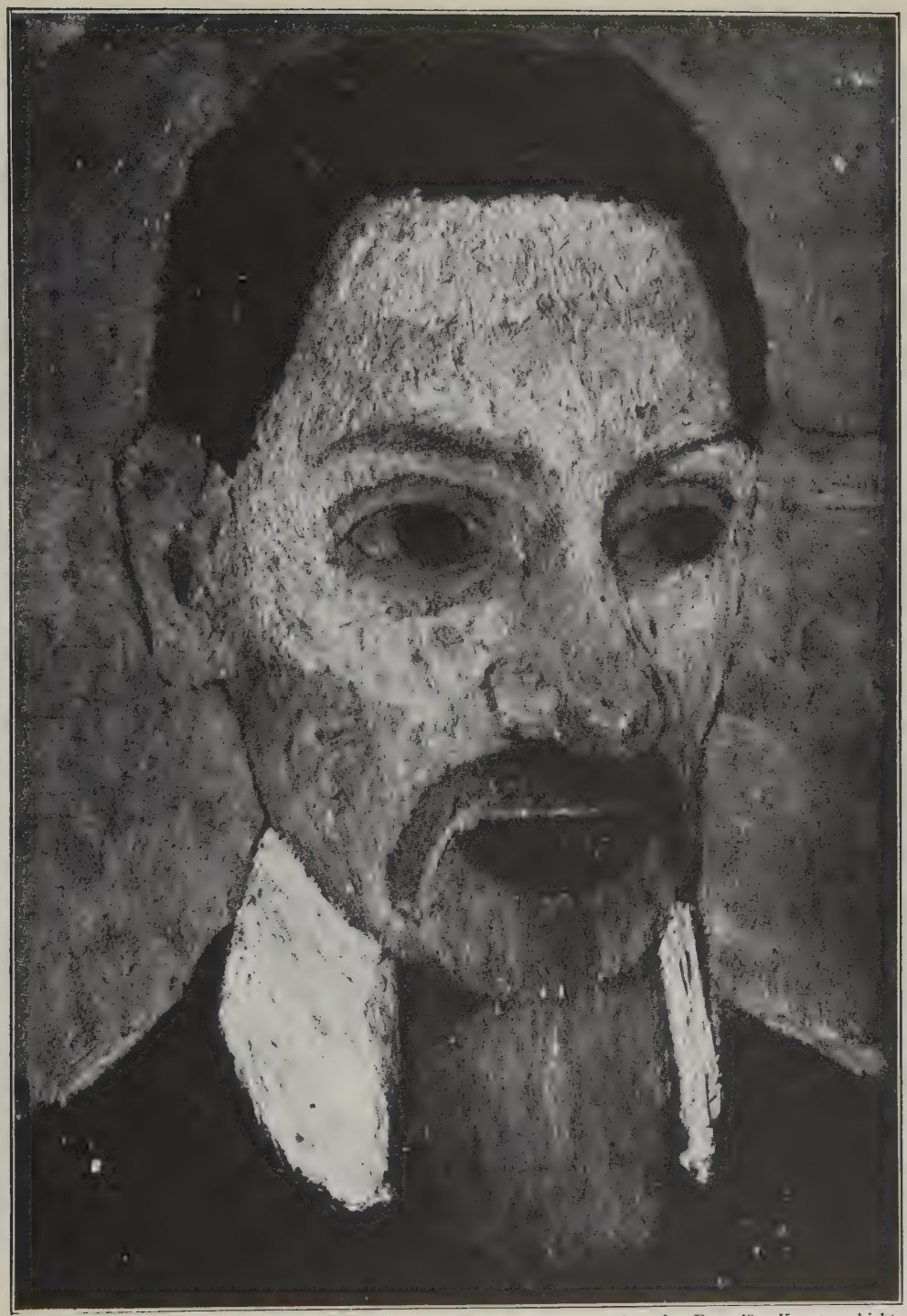
Fledderer gelassen. Das war eine bittere Pille. Einer machte dem anderen Vorwürfe über seine Nachlässigkeit, und bald war die schönste Prügelei im Gange. Eine Spezialität war es auch, betrunkene Seeleute, die abgemustert hatten, zu fleddern und ihnen die Papiere zu ziehen und den Seesack, in dem sie ihre ganzen Habseligkeiten verwahrten. Mit den Papieren war ein großer Handel im Betrieb; ich weiß ein Büro, in dem sie einem dann mit Bildern, fix und fertig auf die Person, hergerichtet wurden, so daß der neue Inhaber ins Musterbuch aufgenommen werden konnte und bald hinausfuhr auf hohe See.

Morgens um 5 Uhr kamen auch die Mädchen ohne Bleibe in die Kaschemme, einige mit ihrem Liebsten, soweit er nicht gerade verschütt gegangen war oder in der Kaschemme schlief. Beim Wirt gab es für 15 Pfennig einen Eimer warmes Wasser, ein Bröckchen Seife und ein Handtuch, zu fünf und sechs wuschen sie sich in so einem Eimer. Dann wurde der Kopf richtig durchgekämmt (oft auch gelaust) und dann mit heißen Haarnadeln der Bubikopf in Locken gebrannt, wodurch die bekannten ganz kleinen Löckchen entstehen, die als ganz besonders schick gelten. Nach der Toilette kaufen sich die Mädchen dann mit ihren erliebten oder gefledderten Groschen einen Grog und warten, bis die Herren Liebsten dreckig und speckig vom Schlafen in die Gaststube heraufkommen. Noch in Hemdsärmeln nehmen diese dann das Geld in Empfang, und wenn keines mehr da ist, setzt es gleich an Ort und Stelle eine tüchtige Tracht Keile. Keinem fällt es ein, sich in diese Privatunterhaltungen einzumengen.

Kam ein Gast in die Wirtschaft, so wurde er von 2 bis 3 Leuten umlagert und aufgefordert, einen auszugeben. Unterdessen wurden seine Taschen auf ihren Inhalt geprüft. Wenn es dabei gelang, eine anständige Marie zu pusten, das heißt, ordentlich Geld zu stehlen, so gab es immer ein großes Fest. Irgendwie wurde der Bestohlene aus dem Lokal gedrängelt und dann das ganze Geld an der Theke in Grog angelegt.

Von Zeit zu Zeit war natürlich Razzia von der Kriminal oder der Sitte. Dann verschwanden immer eine ganze Menge Stammgäste für längere Zeit. Manchmal hatte die Polente freilich kein Glück. Wenn der Schmieresteher rechtzeitig Wind bekam, rückte alles aus und war bei der günstigen Lage der Kneipe 50 Schritt weit schon über die Grenze des Hamburger Gebietes hinaus, wo die Hamburger Bullen nur das Nachsehen hatten.

Noch einmal versuchte ich es, nach Amerika zu gelangen. Ich verschaffte mir einen Hafenausweis und schlich auf ein Schiff, das am Petersenkai lag. Als das Schiff am anderen Tag den Hafen verließ, lag ich noch immer unentdeckt im Kohlenbunker. Nach drei Tagen trieb mich der Hunger aus meinem Versteck heraus; ich wurde dem Kapitän vorgeführt und bekam einen ordentlichen Rüffel — dann aber in der Mannschaftsküche tüchtig zu futtern. Ich mußte Kohlen vor die Feuerlöcher fahren. Land habe ich in Amerika nicht betreten dürfen. Aber gesehen habe ich die Wolkenkratzer wenigstens; wie ein toter Wald schienen sie mir, viele Stämme ohne Aeste und Blätter. Nach sechs Tagen fuhren wir zurück nach Hamburg, wo das Kaschemmenleben von neuem anging.



Aus der Propyläen-Kunstgeschichte

Paula Modersohn, Bildnis Rainer Maria Rilke

Paul Guillaume, Paris

Henri Matisse, Die Klavierstunde

Photo Galerie Flechtheim

Carl Hofer, Karneval

Photo Dr. Karl Hüter

Skisprung im Gelände

Special Press Photo

Modernes englisches Wasserflugzeug

Am ersten Juli vorigen Jahres lernte ich dann meine jetzige Frau kennen. Sie kam gerade, als ich die Reeperbahn nach dem Millerntor zu bummelte, aus dem Kino. Ich hatte sie schon früher gesehen, als ich mal betteln war, und ich hatte von ihr ein Mittagessen erhalten. Wir gingen dann die Reeperbahn hinunter spazieren, sie als Dame, ich als Apache, und eigentlich schämte ich mich, wenn mir ein Bekannter zuwinkte. Ich fand bald Arbeit, und wir nahmen uns zusammen ein Zimmer, indem sie ihren Dienst aufgab. Ich verdiente gut, und wir verlebten schöne Tage. Da wurde ich im November mit noch 300 Arbeitern entlassen. Da ich keine neue Arbeit finden konnte, verkauften wir, was wir hatten, und machten uns auf nach Halle. In Aschersleben, beim Umsteigen, ließen wir unsern Korb einen Augenblick im Waggon zurück, und er wurde gestohlen. In Halle nahm uns keiner von der Verwandtschaft auf, weil wir doch noch nicht verheiratet waren. Mit dem letzten Geld reisten wir nach Hannover, und da saßen wir nun fest, ohne Geld, ohne Obdach. Ich ging den ganzen Tag betteln, nur um unseren Hunger zu stillen, und da kam mir der Einfall, auf den Höfen zu singen. Aber schon auf dem ersten Hof kniff ich aus. Meine Stimme schien mir greulich zu klingen, und mir war, als ob sie mich aus allen Fenstern auslachten und anspuckten. Ich lief davon über die Straße weg in einen Hausflur, wo ich mich auf die Treppe setzte und mich richtig ausweinte. Dann ging ich mit neuem Mut auf den nächsten Hof. Ich hatte Glück! Im Zeitraum von drei bis vier Stunden hatte ich mir 3,60 Mark verdient. Ich war der seligste Mensch auf Erden, weil wir schon so lange nichts Ordentliches gegessen hatten. Ich erzählte meiner Frau, wie ich das Geld verdient hatte, und fragte, ob sie das Herz habe, mitzusingen. Es ging ganz gut, und wir hatten am nächsten Tage 9 Mark. Nun fuhren wir nach Hildesheim, Goslar, Wernigerode, Halberstadt, Aschersleben, Bitterfeld, Wittenberg, Luckenwalde, überall auf den Höfen singend und in den Wartesälen übernachtend. Von da ging es nach Berlin, wo ich krank wurde, so daß wir ins Asyl wandern mußten.

Anderen Tages brachte ich meine Frau bei einem einigermaßen anständigen Budiker unter und ging so lange auf die Höfe singen. Ich verdiente 2 bis 3 Mark, selten auch mal 4 Mark, die ich dann dem Budiker geben muß. Meine Frau saß, bis ich abends kam, hungrig in der Ecke, und dann wurde gegessen und ins Asyl getippelt. Da meine Frau mit den anderen Mädchen nicht mitmachte, wollten diese sie mal verprügeln. Als sie mir es am anderen Morgen mitteilte, nahm ich sie von da an wieder mit mir. Weil wir aber doch ein Zimmer im voraus nicht bezahlen können, wohnen wir in einem Privathotel in einer Kammer, und tagsüber singen wir. Singen müssen wir jeden Tag und dürfen keinen Tag aussetzen, denn wir verdienen nicht mehr als 3,50 Mark, und die müssen wir haben. Da stehen wir dann und singen und singen, und innerlich möchten wir weinen, weil es einem so schlecht geht.

Manche werfen ihre paar Pfennige herunter, manche aber hauen die Fenster zu und ärgern sich, daß sie in ihrer Ruhe gestört werden. Und wieder andere, die lachen uns aus, weil wir so abscheulich gröhlen. Wäre mein Arm lang genug, ich würde ihnen eins versetzen, daß ihnen das Lachen schnell vergehen würde!

Wie lange werden wir wohl noch singen müssen?

# NIETZSCHE ALS POPULARPHILOSOPH

Von

*WYNDHAM LEWIS*)*

Wenn wir die Popularisierungsversuche des 19. Jahrhunderts durchgehen, fällt uns sofort Friedrich Nietzsche als der Erztyp des Popularisierers auf. Sein spezielles System der Volkserziehung war unter allen das auffallendste und gewiß das sonderbarste. Denn was er populär zu machen sich vorgenommen hatte, den Begriff von Aristokratie und Macht, war gewiß das Absurdeste, Alogischste und Wesenloseste, das er zu diesem Zweck hätte ausersehen können.

Nietzsches Leben fällt in den Beginn der Hochflut der literarischen Popularisierungen. Wollte man feststellen, durch welche elliptischen und sonderbaren Wege dieser glänzende Komödiant zu solchem Ende gelangt ist, dies wäre an und für sich ein interessantes Studium. Und eine Gesellschaft, die ein solches Vorgehen ermutigte, ist ohne Frage die geeignete Materie für ein erstklassiges Lustspiel. Wie dem auch sein mag, in einer Raserei poetischen Eifers demütigte er die ganze Welt einerseits und flehte sie andrerseits an, doch *aristokratisch* zu sein. Natürlich war man entzückt. Solche Schmeichelei war ihnen bei solch volkstümlichen Ereignissen noch nicht vorgekommen. Nietzsche, der zu einem polnischen Edelmann mit *Berserkerwildheit* im Auge erzogen worden war, verkündete die Geheimnisse der Welt und verkaufte kleine Flaschen, die mit blauer Tinte gefüllt waren, als Tropfen authentisch blauen Blutes an das entzückte Volk. Sie gingen, schluckten seine Verordnungen und fühlten sich beinahe sofort sehr adelig.

Wenn wir ein paar Minuten lang die charakteristischen Denkphasen dieses großen Popularisierers ins Auge fassen, rühren wir an die Maschinerie des paradoxesten Systems des 19. Jahrhunderts.

Der intellektuelle Opportunismus Nietzsches verband ihn dem Pragmatismus der Psychologen und Philosophen, die unmittelbar auf ihn folgten. Das hohle, theatralische Mephistopheleslachen seiner „Fröhlichen Wissenschaft" war in der Hauptsache gegen die „Wahrheit" gerichtet. So sagt er zum Beispiel:

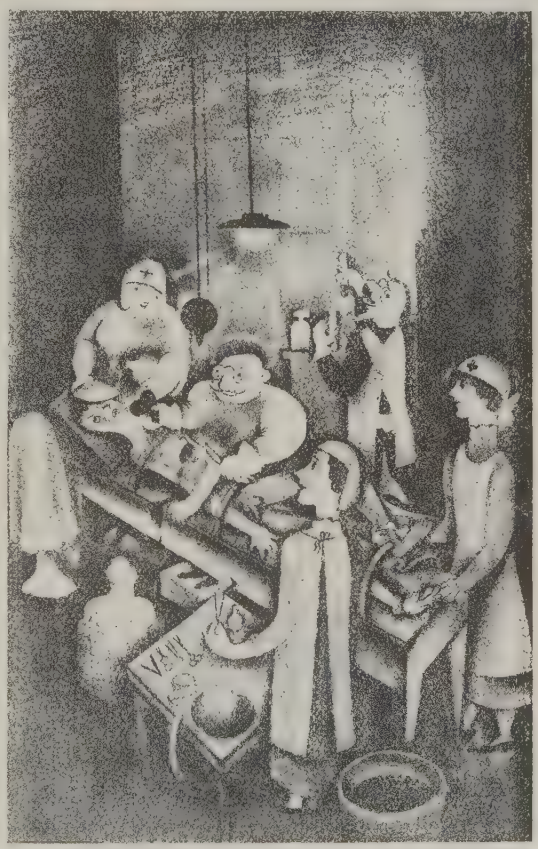
> „Wir wissen Einiges jetzt zu gut, wir Wissenden: o wie wir nunmehr lernen, gut zu vergessen, gut *nicht*-zu-wissen, als Künstler! Und was unsre Zukunft betrifft: man wird uns schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus alles, was mit guten Gründen verdeckt gehalten wird, entschleiern, aufdecken, in helles Licht stellen wollen."

Hier sieht man Nietzsche die Wahrheit nicht allein entschleiern, er versucht sogar, sie zu betäuben und zu vergewaltigen, nachdem er ihr auf „futuristische" Weise ins Leben verholfen hat. Denn wenn seine Worte etwas zu bedeuten haben, so nur das, daß wir die Wahrheit suchen sollen, indem wir

*) Aus „The Art of being Ruled". Verlag Chatto & Windus, London, 1926.

sie meiden oder gar fliehen. Hofiert die Lüge, und ihr werdet die Wahrheit finden. Aber dies ist nur ein anderer und mehr oder weniger (wie es sich in der „Fröhlichen Wissenschaft" darstellt) Bergsonscher Weg. Es erinnert dieses alles außerordentlich an Christi Heils- und Machtstrategie: „Wer sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden" — „Die Letzten werden die Ersten sein" und alle diese Lehren, die man *Strategie der Demut* nennen könnte.

So ist Nietzsches „Fliehe die Wahrheit, und du wirst sie finden" nur ein Strategem, das man wörtlich genommen hat; aber die Stelle, die ich oben anführte, ist eine sehr dramatische Aufforderung zu einer bestimmten Haltung; nichtsdestoweniger ist sie, überflüssig es zu sagen, nur ein Rat für andere und nicht für den Philosophen selbst. Er hat für sich tief genug geschürft und anatomisiert, denn anders auf jeden Fall hätten seine Worte keinen Sinn.



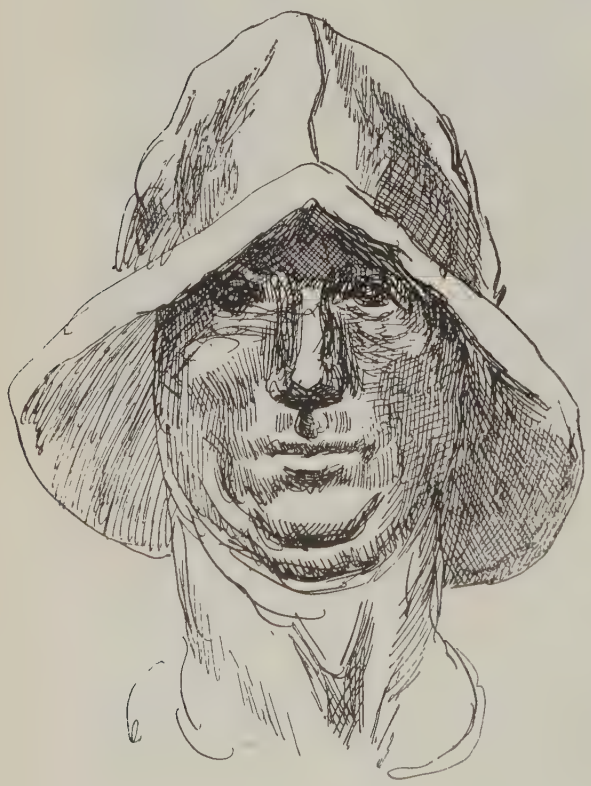
O. Berger

Nietzsche selbst war in der Tat, was Philosophie angeht, eine Art Christ. Unter dem Vorwand einer Lehre der Aristokratie (mit dem anziehenden und snobistischen Etikett „Aristokratie") machte er sich auf in die Landstraßen und die Seitengäßchen und versammelte um sich all die halbgebildeten, nichts weniger als aristokratischen Studenten und kunstbeflissene Bevölkerung Europas. Da war kein Sohn eines kleinen Anwalts und keine Tochter eines kleinen Landwirts, die eine von ihren Eltern für sie bezahlte Schule besucht oder Malen oder Musik studiert hatten, die sich nicht wie Barone und Baronessen vorkamen. Wenige Jahre nach seinem dramatischen Abgang von der Bühne war er der populärste unter den Philosophen der neueren Zeit.

Der Charakter seiner Aktion als Philosoph war der Christi hinsichtlich des religiösen Erbes der Juden nicht unähnlich. Beide öffneten sie weit die Tore — Christus die des Heils, Nietzsche die der Wahrheit — für „Volk und Sünder", für die „barbarischen" Fremdlinge.

Und die Lehre von der Aristokratie, von Dr. Nietzsche für Tom, Dick und Harry zurechtgemacht, war eine in ihrer Wirkung sehr heftige snobistische Pille.

Wäre es Nietzsche in der oben angeführten Stelle darum gegangen, aufrichtig zu sein, er hätte vielleicht hinzugefügt: „Du arme, kleine Bestie (wie unähnlich meiner großen blonden), wer immer du seist, du bist nicht wert, den Saum des Gewandes *meiner* Gottheit, der Wahrheit, zu berühren. Also geh hin und amüsiere dich in der dir gemäßen Weise. Die Wahrheit könntest du keinesfalls ertragen. Sie ist nicht für deinesgleichen. Also scher dich hinweg von diesem exklusiven Pavillon. Ich selbst kann kaum ihre Umarmungen ertragen. Sieh doch, was sie mir getan hat! Was glaubst du danach, was dir passieren würde! Mach dich lieber aus dem Staub. Nein? Wie du willst. Mir kann's gleich sein. Hier hast du einen Passierschein für den heiligen Berg. Sage, der große Nietzsche hat ihn dir gegeben. Dann werden sie dich durchlassen. Aber sie kümmern sich wenig darum, wer du bist. Das tun sie ganz gewiß nicht, so wenig, wie ich es tue. Vergiß auch nicht, vom Gipfel herunterzusehen — die Aussicht ist herrlich. Sieh zu, daß du nicht ausrutschst! Es ist sehr *gefährlich*. Es ist schrecklich *hoch*. Versuche dir einmal klarzumachen, welches *Vorrecht* dieser Aufstieg bedeutet, und vergiß nicht, *wer* dir dieses Privilegium verschafft hat. (Sotto voce.) Ich hoffe, die Treppen sind gut gebohnt! Tra—la—la!"



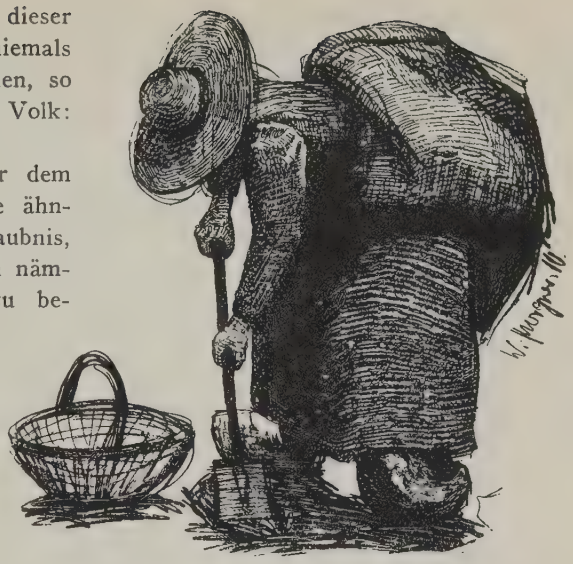
Per Krogh

Was er dagegen sagte, lautet:

> „Oh, diese Griechen! Sie verstanden sich darauf, zu *leben:* dazu tut not, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehen zu bleiben, den Schein anzubeten an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheins zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich aus *Tiefe!*"

Hätte Nietzsche als erster diesen Anweisungen Folge geleistet, hätten wir dann jemals von ihm gehört? Und doch war sein Rat nicht völlig unaufrichtig. Denn er hatte einige Aehnlichkeit mit einem Bergarbeiter, der aus einer tiefen und unbehaglichen Grube an die Erdoberfläche kommt und sagt: Ah, wie schön die Sonne ist! Gib

mir die gute, alte Oberfläche dieser verderbten Erde. Steige *hier* niemals hinab. Oder, wenn Sie so wollen, so war es Descartes Rat an das Volk: „niemals ein Buch zu lesen".



Wilhelm Morgner

Der Einfluß Nietzsches war dem von Bergson, James und Croce ähnlich. Er schuf Sanktion und Erlaubnis, wie diese, für *Leben, das* Leben nämlich, das er selbst niemals zu beschimpfen aufgehört hat. Das Leben des zweitklassigen, lumpig-sentimentalen Menschen, der zu seinem Unglück smart und reich genug ist, sich als Aristokrat betrachten zu dürfen, des Menschen „Jenseits von Gut und Böse", zerstörender Engel und kultivierter Mephistopheles. Wenn Sie die nachfolgende Stelle sorgsam lesen, wird es Ihnen sofort deutlich werden, wie dies bei seiner speziellen Methode zustande kam.

> „Oh wie einem nunmehr der Genuß zuwider ist, der grobe, dumpfe, braune Genuß, wie ihn sonst die Genießenden, unsre „Gebildeten", unsre Reichen und Regierenden verstehn!"

Viele große Schriftsteller (und Nietzsche war natürlich ein sehr großer) wenden sich an Auditorien, die nicht existieren. Nietzsche wandte sich immer an eine Volksschicht, die nicht existiert. Leidenschaftlich und manchmal mit großer Weisheit zu Leuten zu sprechen, *die nicht vorhanden sind,* hat den Nachteil (insbesondere, wenn das imaginäre Auditorium ein sehr großes ist, wie dies bei Nietzsche der Fall war), daß es immer eine Gruppe von Leuten geben wird, die, wenn sie sehen, daß ein Mann offensichtlich irgend jemanden anschreit, und neben sich keinen anderen erblicken, glauben, daß sie selbst gemeint sind. Nietzsche hatte durchaus das Zeug dazu, zu begreifen, daß dieser Fall hier eintreten mußte, und das meiste in seiner Lehre, das unbefriedigend bleibt, war eine Folge dieses Bewußtseins. Nietzsche stellte sich einen neuen Typ menschlicher Wesen vor — den Uebermenschen. Und Uebermenschen waren es, denen er manchmal seine geheimen Gedanken ausschüttete und manchmal das, was er glaubte, sie von seinen geheimen Gedanken wissen lassen zu müssen. Aber er lebte in einem Utopien und schrieb in und für ein Utopien in der Hoffnung, aus Europa dieses Utopien zu machen, indem er vorgab, es sei es. Er löste eine sehr starke Wirkung auf Europa aus; aber eine, die der nach seinem Glaubensbekenntnis zu erwartenden entgegengesetzt war, wie man es anders auch nicht erwarten durfte. Denn eine Botschaft, die an die Masse gelangt oder an Leute, die im Gegensatz zu

denjenigen stehen, für die sie bestimmt ist, hat gewöhnlich eine der Absicht ihres Verkünders entgegengesetzte Wirkung. Nietzsche war viel zu schlau, um nicht zu wissen, daß dies höchstwahrscheinlich das Schicksal seiner Botschaft werden würde: und, wie schon gesagt, diese Bewußtheit läßt sich überall in seinen Schriften beobachten.

Man stelle sich einen Augenblick den durchschnittlichen Spaß-Sucher unserer kultivierten Schichten, wie er eine zahlreiche Klasse ausgezeichnet benannt, beim Lesen der obigen Stelle vor. Sie wären sehr ärgerlich, solange sie über „die Spaß-Sucher unserer kultivierten Schichten und ihre rohen, verkommenen und trägen Vergnügungen" lesen. Aber sie würden dann oben lesen, daß man nach einer Krankheit weitaus fähiger für eine „heitere Verfassung" „böser" und „kindischer" „hundertmal verfeinerter ist als jemals vorher".

Ekstatisch und kindisch klatschen sie in ihre Hände. *Hundertmal verfeinerter als je vorher!* Man bedenke (also gab es soviel Raum zur Besserung?)!

Zunächst wird jedes geschriebene Wort unvermeidlich und sofort auf *sie* selbst angewandt. *Sie* seien es, die krank gewesen sind: *sie* seien jetzt in der Heilung begriffen und *sie* fühlten so nichtsnutzig und teuflisch. Denn kommen sie nicht gerade in ein Sanatorium nach einem Nervenzusammenbruch, aus einer kosmetischen Operation oder hatten sie nicht vierzehn Tage lang an Hämorrhoiden gelitten? Ja, es war erstaunlich, wie wohl man sich nach einer Krankheit fühlt! Es hatte sich wirklich gelohnt, um sich jetzt so wohl zu fühlen.

Nachdem sie sich nicht ohne einigen Kummer durch den Teil über die „reichen und herrschenden Klassen" und ihre „rohen, liederlichen Vergnügungen" (und mit einem Seufzer über die „geistigen Flüssigkeiten") hindurchgearbeitet haben, würden sie bei „wir Genesenden" angekommen sein (und jetzt hätten sie „roh und liederlich" schon vollkommen vergessen oder absorbiert): „wir brauchen eine andere Kunst!" („Wie wahr, wie göttlich wahr! Gerade so fühle ich!" werden sie denken.) Dann kommen sie zu „neckisch, leicht, schmetterlingshaft, göttlich heiter" usw. Hätte man eine bessere Beschreibung dessen, was sie liebten, woraus sie gemacht waren, finden können? Es war alles so wahr! Vor allem „eine Kunst für Künstler, nur für Künstler"! Waren sie nicht Künstler, war nicht Nero ein Künstler? Waren nicht alle Menschen der guten Gesellschaft (ausgenommen Frau X. und Herr Y. natürlich) Künstler?

Man kann sich also leicht vorstellen, daß sie (an dieser Stelle durch den Besuch eines Freundes unterbrochen) hingingen und auf einmal noch „neckischer, leichter, schmetterlingshafter und noch mehr von göttlicher Heiterkeit erfüllt" waren als je zuvor. Mit kleinen, sehnsüchtigen, ein wenig „traurig und verlorenen" Blicken, die sie von Zeit zu Zeit warfen (um zu zeigen, daß es in Wirklichkeit eine *Maske* sei — die *letzte* Maske oder auch nur eine Kruste über plutonischem Feuer!).

Nietzsche verwarf die Welt des positiven Wissens, die wesentlich eine Welt der Desillusion und des Pessimismus ist: und setzte dafür eine Welt

der Bejahung (sein großes „Ja"!) und des *Tuns*. In Wirklichkeit ging sein Vorschlag an das Volk dahin, daß es dem Prozeß, den man der Illusion durch Prüfung und Katalogisierung der Sinne machte, den Rücken kehren und wieder zurücktauchen solle in Unwissenheit — oder die Welt als Wille und Vorstellung. Schopenhauers Pessimismus war der Pessimismus des Denkens und des Wissens. Tun — und der Wille zum Tun — war durch ihn notwendig paralysiert. Nietzsche wünschte also gegen Denken und Intellekt das Tun mit all seiner unschuldigen Leichtherzigkeit, Unwissenheit und Oberflächlichkeit aufzurichten. Er glaubte ebensosehr an die rohe, undifferenzierte Aktion wie die Haltungsmenschen von heute, nur war es bei ihm emotionelles Tun, während es bei den Haltungsmenschen unemotionell ist, also „Haltung". Dagegen war in der Tat sein „Wille zur Macht" nicht eine für ihn so fundamentale Lehre wie die, welche wir „Wille zum Tun" nennen könnten, und sein Wille zur Vorstellung war basiert auf die (durch lange und viele nähere und fernere philosophische Vorgänge propagierte) Theorie der „Fälschung".

Der Unterschied zwischen der lyrischen Strategie Nietzsches — verzweifelt wie sie war — und der Defensivstrategie des mondänen Typs war der, daß Nietzsche den Ueberschuß erkannte, weil er ihn natürlich — der aus dem Darwinschen „Kampf um das Dasein" übriggeblieben war — in seinem eigenen Organismus *spürte*. Er dachte, Darwins „Kampf um das Dasein", sein mechanisch gestempelter Evolutionismus war zu verkommen, utilitaristisch und geistlos. Für ihn gab es in diesem Kampf eine Grenze, die Anlaß gab, ihm mehr den Charakter eines Kampfes um etwas an den Grenzen Liegendes, den Kampf um ein Mehr und Darüber, um einen Mehrwert beizumessen. Und dies bezeichnete er als den „Willen zur Macht".

In dieser Idee eines Energie-Ueberflusses, der den kämpfenden Organismus befähigt, über bloße Zerstörung hinaus höher als zu einem Gleichgewichtszustand oder Kräfteausgleich zu zielen, gab es eine wohltuende Gegenständlichkeit, die nur durch Eines, aber ein Wesentliches, verdorben wurde. Bevor er zu dieser heroischen Entscheidung gekommen war, hatte er sich so sehr an die Idee eines wütenden Zweckkampfes gewöhnt, daß alles, was er selbst mit seiner überflüssigen, schöpferischen Energie tat oder anderen zu tun riet, dies war, *sich weiter zu schlagen und zu kämpfen:* so, ob als sie, um es kurz zu sagen, mit einem Ueberschuß für Spiel oder überhaupt einem Energieüberschuß nicht bedacht worden wären.

Jede Kritik Nietzsches muß an dieser Stelle einsetzen, der Stelle, wo er empfiehlt, diesen Energieüberschuß anzuwenden und zu verwerten, indem man fortfahren solle, *dasselbe zu tun, was man ohne ihn tun würde.* Und sein Wille fordert, dieses köstliche *Mehr* denselben Zwecken dienstbar zu machen, für die viele seiner niedrigsten Heloten sie anwenden würden. Er war so durchdrungen von dem Pessimismus Schopenhauers, und seine Gesundheit war durch seine Erlebnisse in dem französisch-preußischen Krieg so erschüttert, daß er sich tatsächlich keinen Verstand vorstellen konnte, der mit sich selbst etwas anderes anzufangen wußte, als was er in dem Nach-Darwinschen oder -Schopenhauerschen Pessimismus getan hatte: nichts anderes tun als fortzufahren in der Betrachtung der Schrecken des Daseins. Und in der Tat: der Wille zur

Freude war tot in Nietzsche, soviel er auch nach lateinischer Leichtherzigkeit schrie. Es war ihm noch sehr viel Wille geblieben: aber, es war einzig Wille zum Kampf, nicht Wille zum Leben. Der feine Künstler, der er war, verbrachte er sein Leben unter einem Albdruck und war, glaube ich, unfähig, aus seiner eigenen Verfälschungstheorie Nutzen zu ziehen. Schopenhauer war höchstwahrscheinlich ein weiserer Mann, der mit dem Leben besser fertig wurde als Nietzsche.

Der Durchschnittsmensch andererseits gelangt nicht hinter die Fassung des Kampfes um das Dasein. Er hat keinen schöpferischen Ueberschuß. Seine Strategie ist ebensosehr Kriegszustand, wie es Nietzsches „Wille zur Macht" war. Aber bei ihm ist es ein Defensivkrieg; er hat nur eine aggressive Schlauheit, aber nicht in dem heldenhaften, „gefährlichen" Sinn, den Nietzsche wünscht. Er verfügt über seine Kräfte höchst vorsichtig und strategisch. Er ist von Natur aus, was man einen Pessimisten nennt. Er sieht nichts als Niederlage im Sinne von Schrecken und Kampf. In diesem blutigen Kampf ist er entschlossen, mittendrin auszuharren und ihn dabei von sich fernzuhalten. Nach außen hin hat er wie Nietzsche eine mächtig entwickelte Verfälschungstheorie und einen „Willen zur Vorstellung". Nur ist er (natürlich) viel erfolgreicher in ihrem Gebrauch, als Nietzsche es sein könnte. Er ist, kurz gesagt, das von Nietzsche so heftig verabscheute Geschöpf — der Zyniker, gegen den er so beredte Beleidigungen geschleudert hat.

# DAS K. K. BALLETTMÄDEL

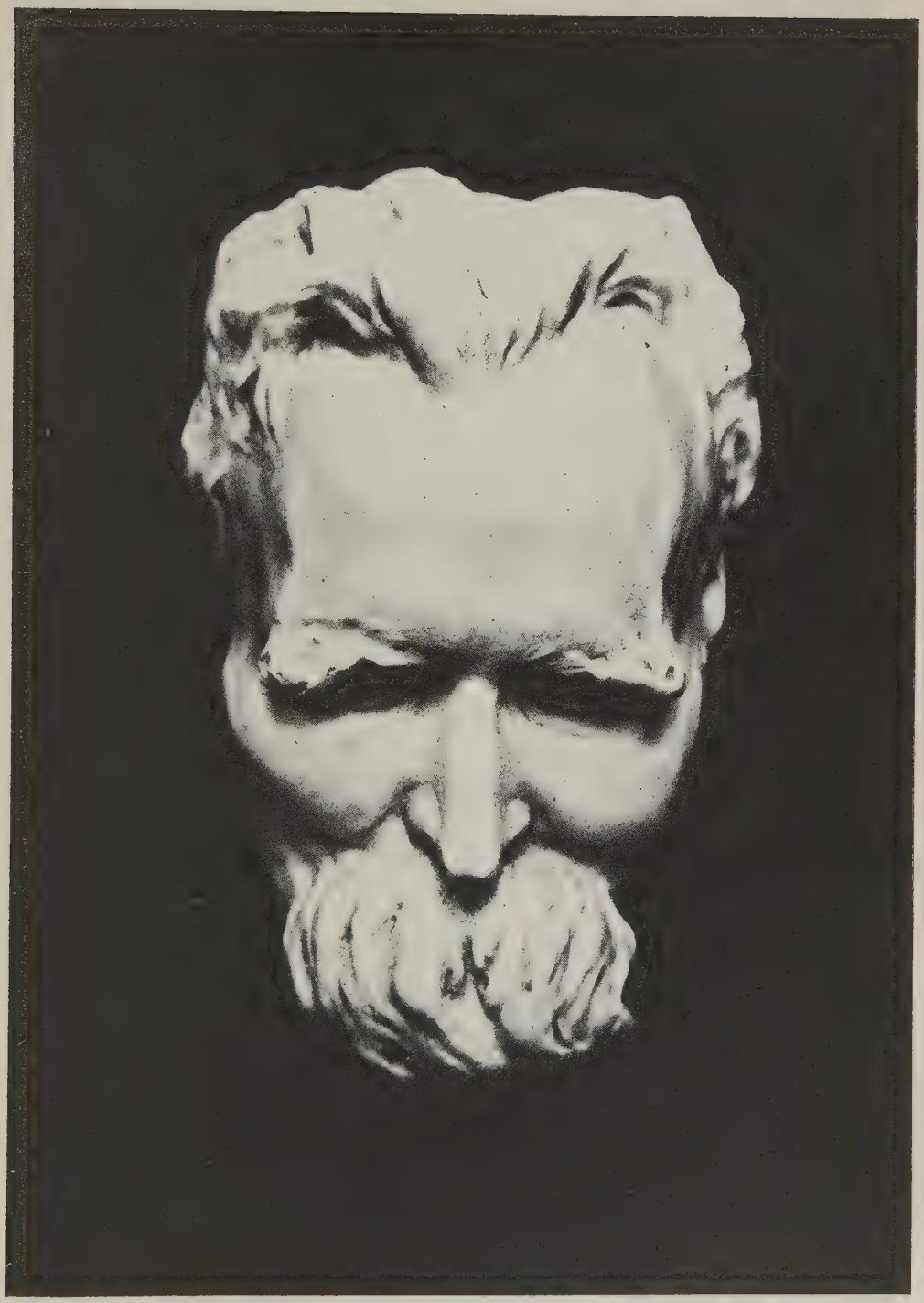
Von

*ANTON*

Längere Zeit hindurch saß ich Abend für Abend in einem Wiener Barraum, der zugleich den Hintergrund einer Tanzbühne bildet; durch geschlossene Vorhänge und halbgeschlossene Portieren drang wie im Halbschlaf Fiedelsummen, zugedecktes Musizieren, hie und da ein Paukentakt; da drinnen begab sich also Tolles; plötzlich wurden die Portieren aufgerissen, schwacher von Kellner- und Geschäftsführerhänden zeugender Beifall klippklappte nach, die Kapelle rührte voll Abschiedselan einen Tusch, und herein stürmten, zu Tod erhitzt, Hautdunst verbreitend und die Lungen ausatmend, ein bis drei Mädchen und eilten an ihren Nachfolgerinnen vorbei, die bereits unruhig und vom nächsten Musikstück gewiegt an der Tür Posto faßten, zu raschem Kostümwechsel in die Garderobe.

Die Kenner hier im kleinen Vorraum beurteilten die Leistungen, ohne sich ein einziges Mal deren Anblick zu vergönnen, danach, wie die Mädchen vorher und nachher aussahen. Sie konnten vorher noch so entzückend, durchprickelt und lausbübisch aufs Zeichen warten — kamen sie nachher statt süß zerpatscht und dennoch beintrocken, weich gewalkt, aber fidel gestimmt zurück, so war die Meinung gegen sie.

Einmal ständen drei an der Tür. Drei schneeweiße Huldinnen im weiten Spitzenflausch, drei buttermilde Gesichter.



Friedrich Nietzsche, Totenmaske

Aus Langer-Gruhle, Totenmasken. Verlag Georg Thieme, Leipzig

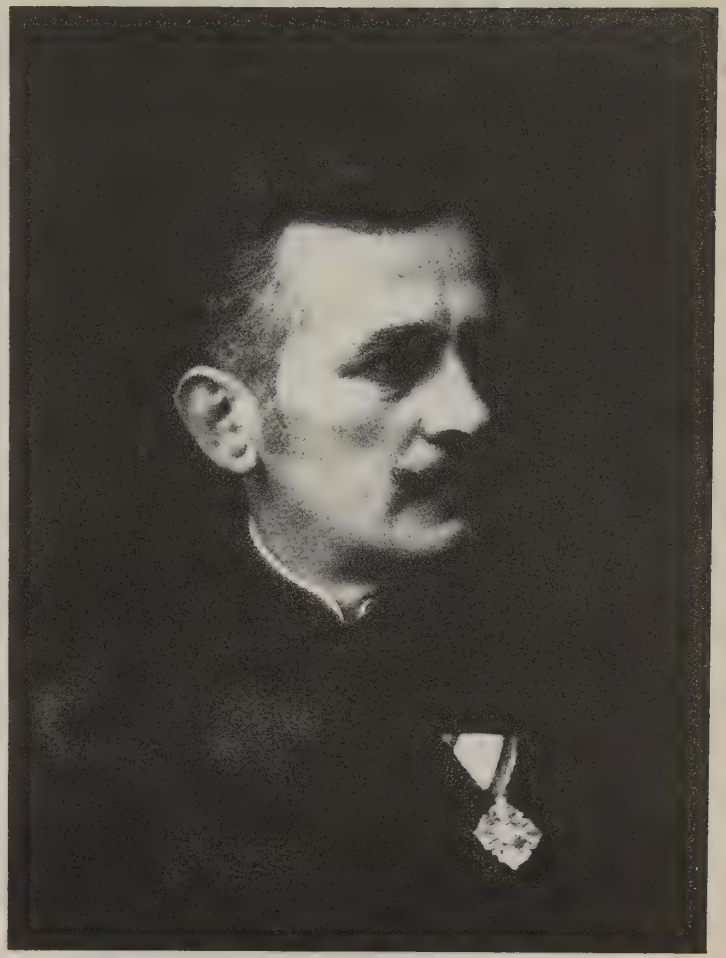
Fanny Elssler in „Le diable boiteux“

Marie Taglioni (Prinzessin Windisch-Graetz) als „Satanella“

# *Zwei Generationen Hagenbeckscher Raubtier-Dompteure*

Photo Hedda Walther

Der vierundzwanzigjährige Alfred Kaden



Der Altmeister Richard Sawade

Flamingos im Stellinger Tierpark

Der von Hagenbeck importierte See-Elefant Goliath

Im Wien der Franz-Joseph-Zeit nannte man solche Gestalten „Engerln". Ein Engerl, das ist ein liebes, rundes Vorstadtgesicht, ein ums Haupt geflochtener Zopf, ein Gretchenschoß solid bürgerlicher Formung und dazu ein hauchzartes, weißes Kleid, wie aus Johann Straußschen Walzerblüten gewebt.

Diese drei Engerln waren nicht mehr ganz jung; oder vielmehr sie waren es, aber ihr Teint zeigte durch Puderbelag und Schminke hindurch jene Pickel, die das Zeichen der Wohlanständigkeit, Mühe und sozialen Gesichertheit sind. Ihre Körper waren bürgerlich, ohne Leichtigkeit, ihre Mienen gleichgültig und in dem Kußhändchenlächeln erstarrt, woran die Balletteusen alter Schule erkennbar sind. Drei Telephonistinnen im Flügelkleide.

Es war ein Terzett aus dem k. k. Hofopernballett. Das Donauwellen-Trio. Attraktion für Spießer, Tanzreaktionäre, Jazzgegner und alle jene, die beim Donauwalzer demonstrativ applaudierend aufstehen, als handle sich's um ein „Heil dir im Siegerkranz!" der Rhythmik. Gut, aber was wollte der pfiffige Nachtdirektor mit ihnen? ...

Die Drei hielten beim Hereinfliegen und Hinausstürmen von den Kolleginnen — die doch nur die Kunst des Nachtlokals vertraten und keine Schule, kein Staatsinstitut, keine Tradition, ja nicht einmal pensionsberechtigt waren — auffällig Distanz; sie scheuten, in sich ruhend wie ein frisch aufgetragener Pudding, ihre Berührung.

Das „k. k." war ihnen auf Stirn und Leib geschrieben. Zwar gibt es, einer Wiener Versicherung zufolge, „ka kaka mehr". Aber es gibt. Es gibt eine Würde staatsangestellter, altersversicherter Kunst, die sich als Spätblüte vergangener Kulturen bezeichnet. Ich sah durch die weißen Spitzenhüllen durch — nein, nichts, was des Hinsehens wert war —, sondern den Dünkel des gesichtlosen Burgtheatermitglieds, das sich gegen eine künstlerische Nachbarschaft Moissis, Bassermanns, Pallenbergs verwahrt. Ich sah den Staatsbeamten, der auf den Bankbeamten herabblickt. Ich sah die Aktivitätszulage, die sich als Zeitwert gebärdet.

Doch so oder so — Engerln waren es. Sinnbilder jenes zuckersüßen, mittelständisch-molligen Schönheitsideals, das in dieser Zeit, wo die Politik sich auch der Erotik bemächtigt, die aufrecht und sittlich Gesinnten gegen den Auswuchs von Bubikopf, Schlankheit und Charleston ins Treffen führen. Da sah man sie also, deren Mütter und Ahnfrauen einst als „süße Mädeln" Anatols windelweiches Herz umfingen, durch Vorhangluken nach ehetauglichen Grafen und Fürsten Ausschau hielten und in straff sitzenden Husarenhosen, denen man wegen ihrer Eignung, die verheerenden Folgen des Mehlspeisgenusses sichtbar werden zu lassen, den Beinamen „fesch" verlieh, gymnasiastische Sinne umgaukelten. Gerechterweise denk' ich: diese Mütter waren jünger, sie wußten noch nicht viel von den Worten: Rhythmus, Geist des Muskels, Melodie des Leibes, machten sich betreffs der Ausübung ihres Berufes kein ästhetisches X für ein sinnliches U vor und ahnten, daß dem Herrn Erzherzog in seiner Loge weniger an der Sichtbarwerdung von Weltanschauung durch das Medium des Tanzes als an anderen Anblicken gelegen sei. Sie waren sozusagen die Makart-Ausgabe der Revue-Girls. Die Töchter aber, als Erb-

Generation, sind schon Beamtinnen. Darum rümpfen sie über jene Mädchen des Nachtlokals die Nase, welche das eigentliche Ballett-Erbe angetreten haben.

Ich konnte mir später einen Blick durch den Vorhang nicht versagen. Oh, ich habe noch nie so anmutsvoll, so steifgliedrig und gleichgültig tanzen gesehen! Sie rannten von einer Position in die andere, hielten sich aber unterwegs immer ein bischen auf, um die erlernten Pirouetten vorzubereiten. Hände und Gesichter machten beflissen Husch-Husch, dieweil die Beine nachließen. Die eine spannte, auf einem Bein stehend, langsam und gründlich ihr Gefieder aus, die zweite trug die ausgespreiteten Rockfalten nach vorn und hockte sich dann zu einem schubertsüßen Menuett-Knix nieder, die dritte guckte gefaßt hin, wenn die Reihe an sie käme.

Des k. k. Unterrichtsministeriums Donauwellen.

. . . Die Drei fielen mir ein, als dieser Tage die Nachricht durch die Blätter ging: das unter Richard Strauß noch gehegte und gepflegte Wiener Opernballett sei in Zerfall begriffen, zwei der Jüngsten und Nettesten aus seiner Schar, die hübsche Tilly Losch und die Wienerische Hansi Pfundmeyer hätten den Abschied bekommen.

Ich sah die Tür zum Tanzsaal vor mir, wo sich die kleinen, tanzfrohen Artistinnen, zerpatscht und doch nicht weich getrieben, vor den drei langaufgeschossenen Engerln ducken mußten, und dachte: wär's nicht eine Lösung, wenn sie jetzt statt ihrer pensionsberechtigten Schwestern durch die Operntür ins Ballett hüpfen dürften, mit dem ganzen Jubel ihrer zarten, liebesbegabten Körper?! Oder, wenn zur Abwechslung die k. k. Mädeln vom Ballett unter die nächtliche Animierpeitsche kämen . . .?

Ottomar Starke

# ASCHERMITTWOCH-COUPLET

Von

*MAX HERRMANN (Neiße)*

*Spät nachmittags um halb fünf Uhr*
*lieg ich wie eine alte Hur*
*immer noch im Bett.*
*Kaffee und Brötchen blieben stehn,*
*die Briefe warten unbesehn*
*auf dem Frühstückstablett.*

*Im Munde ekelt der Geschmack*
*von zuviel Kognak und Tabak.*
*Die blöde Melodie*
*vom letzten Tanz werd ich nicht los,*
*den dummen Text: „Was machst du bloß*
*mit dem Knie . . .?"*

*Ach, schwärmt man aus, bleibt man zu Haus:*
*es ist zuletzt der gleiche Graus,*
*ein verlorenes Spiel!*
*Man fühlt sich so und so vergehn.*
*Es ist so zwecklos, aufzustehn.*
*Wo lohnt sich noch ein Ziel?*

*Wo lohnt sich irgendeine Müh?*
*Man stirbt so hin, ob spät, ob früh,*
*da hilft kein Gebet.*
*Betrinkst du dich? Hältst du Diät?*
*Man stirbt so hin, ob früh, ob spät,*
*verwelkt . . . verwest . . . verweht . . .*

# KOMFORT DES VÖLKERBUNDES

Von

*MARCEL RAY*

Im Londoner Claridge's Hotel wird der Gast schon beim Betreten der Haustorschwelle höflichst dahin informiert, daß Schreibmaschinen in den Räumen dieses beklemmend vornehmen Hauses nicht geduldet werden. Im Genfer Hôtel National, das zum vorläufigen „Palais des Nations" ausgestattet wurde, klappert die Maschine in jedem Zimmer von neun Uhr früh bis spät in die Nachmittagsstunden. Die tadellos bestrumpften und beschuhten jungen Damen, denen man auf jedem Schritt in den Hallen und Korridoren begegnet, sind alle Stenotypistinnen, wenn sie es auch vorziehen, Völkerbundsekretärinnen genannt zu werden, und sie wandeln stolz im steten Bewußtsein, daß die Gagen, die sie beziehen, kaum weniger hoch sind als die Zimmerpreise, die von den Hotelgästen der vorwilsonschen Aera bezahlt wurden. Sonst hat es auch damals nicht eleganter, nicht internationaler, nicht palacemäßiger ausgesehen, bis auf den Umstand, daß nun das Restaurant in den Keller verlegt wurde, weil die zwei früheren Prunkeßzimmer in einen Sommer- und in einen Wintersitzungssaal für den Völkerbundrat verwandelt werden mußten. Der Firma Karl Baedeker in Leipzig sei anheimgegeben, den Sommersitzungssaal mit einem Stern zu versehen, von dessen weißer Decke ein anonymer italienischer Dekorationsmaler Veilchen- und Fliedergewinde herabhängen ließ, die zum Schreien naturähnlich sind.

Die „Assemblée" oder jährliche Vollversammlung des Völkerbundes tagt bekanntlich im September auf dem andern Seeufer im Reformationssaal, der, ungeachtet seines pietistisch klingenden Namens, zu anderen Zeiten Kinoaufführungen oder auch nur Spinnengewebe und Staub beherbergt. Als Stresemann im letzten Sommer in Genf landete, ließ er gleich am ersten Abend den Wagen langsam um den Reformationssaal herumfahren und steuerte dann ins Hotel zurück. Dies zeugt von feinem Spürsinn und gesunder Urteilskraft. Der deutsche Außenminister hatte ganz richtig geahnt, daß es im Inneren dieses Friedenstempels nichts zu sehen gebe als gähnende Leere in trostlos braungetünchtem Brettergerüst. In drei, vier Jahren wird das neue „Palais des Nations", dessen Baukosten auf etwa 12 Millionen Mark veranschlagt sind, das Sekretariat, den Rat und die Assemblée unter einem Dach vereinigen. Es ist leider nicht sicher, daß dieser Haufen kostspieliger Steine besser und geschmackvoller aussehen wird als die alte Reformationsbaracke. Denkwürdig bleibt die Sitzung, in der der Antrag zum Neubau angenommen wurde. Gegen den Beschluß sprach mit Eifer und Witz der Vertreter des irischen Freistaates. Er setzte auseinander, erstens, daß der Völkerbund auf einer Insel seinen Sitz haben sollte, oder wenigstens in einem Seehafen, den die Delegierten anlaufen könnten, ohne fremdes Gebiet durchfahren zu müssen; zweitens, daß man im inneren Festland einer Stadt wie Wien den Vorzug geben müßte, wo man nur die Wahl hätte unter einem Dutzend schöner, leerer Paläste, die wahrscheinlich umsonst zu haben seien; drittens, und falls es nicht anderswo ginge als in der Schweiz, daß man sich doch eher für eine angenehme, geweihte

Stätte wie Locarno entscheiden sollte, als für eine Stadt, deren Herbst-, Winter- und Frühjahrsklima zu den rauhsten in Europa gezählt werden und deren Einwohner sich noch unwirscher und dem Völkerbund feindseliger zeigten; viertens, daß man doch um Gottes willen mit dem *Status quo* vorlieb nehmen möge, denn zwölf Millionen Mark seien kein Butterbrot, und es graue einem im voraus vor dem Ergebnis des geplanten Wettbewerbs unter den Herren Architekten aller Länder. Diese irische Weisheit wurde überhört, und der Sieger des Tages war der Anwalt des Projektes, nämlich der Vertreter von Liberia, Baron Lehmann, der nicht an der westafrikanischen Küste, sondern in Amsterdam geboren wurde und die dicksten Zigarren im ganzen Völkerbund zu rauchen und zu verschenken pflegt.

Francisca Stoecklin

Die wichtigsten strategischen Punkte auf dem Genfer Schlachtterrain sind indessen nicht die offiziellen Gebäude, sondern die drei Hotels, in welchen sich die bekanntesten Staatsmänner gruppieren. Früher gab es nur deren zwei, das Hotel des Bergues als französisches und italienisches Hauptquartier und das Hotel Beaurivage mit Chamberlain und Benesch; dann stieg noch das Hotel Metropole zu besonderer Bedeutung, als Stresemann dort die schwarz-rot-goldene Fahne aufpflanzte. Was diese drei Hotels in der sessionslosen Zeit sind, weiß kein Mensch, außer den wenigen alten Damen, die immer noch Genf als Sommerfrische oder Winterkurort benutzen; während der Tagungen sind sie alle drei teuer und überfüllt. Im Hotel des Bergues ist immer was los, und die Jazzkapelle spielt nachmittags und abends für balkanische Diplomaten und Genfer Liebespärchen. Im Hotel Beaurivage, das ungefähr so lustig ist wie das preußische Herrenhaus, unterhalten sich gähnende Photographen mit gähnenden Geheimpolizisten. Das Hotel Metropole ist einfach, gemütlich und sympathisch wie Herr Stresemann selber, wenn er Zylinderhut, Gehrock und Beredsamkeit an den Haken hängt und in Hemdärmeln an seinem häßlichen ovalen Tisch sitzt, um eine schlechte Zigarre bei einem guten Glas Apollinaris zu rauchen. Die Genfer haben sich daran gewöhnt, ihn mit Vornamen zu nennen: „Voilà Justav".

In Genf und Umgebung gibt es fünf bis sechs ausgezeichnete Restaurants, wo ungefähr so gut gegessen wird wie in französischen Provinzstädten. Die meisten wurden von Peycelon, dem Vertrauensmann Briands, und von dem Matinredakteur Sauerwein entdeckt. Die Entdeckung von Thoiry kommt auf das Konto eines dritten Weinkenners, des spanischen Botschafters Don José Quiñones de Leon, den jetzt die Politik seines Landes zu seinem Leidwesen von Genf fernhält; sie wird ihm aber durch den Leiter des Internationalen Arbeitsamtes Albert Thomas streitig gemacht. Als Thomas 1916 zum Mitglied des Kriegskabinetts ernannt wurde, hatte er einen Major der Artillerie als Ordonnanzoffizier zu sich berufen, der ein Sohn des Gastwirtes zu Thoiry war. So kommen die verborgenen Zusammenhänge im Krieg und Frieden allmählich zutage.

Stresemann wurde von Briand nach Thoiry gebracht: er hat sich in die übrigen guten Kneipen noch nicht gewagt. Er hat in Genf noch viel zu lernen. Von den Deutschen haben die Franzosen wiederum manches gelernt, zum Beispiel das Biertrinken in der Bavariabrauerei an der Rue du Rhône. Diese rauch- und geräuschvolle Bierschänke wimmelt allabendlich von Gästen aus beiden Ländern, die sich in der schweren Kunst der kommentmäßigen Verständigung üben. Da sitzen Tisch an Tisch Stresemann und Albert Thomas, Graf Clauzel im Frack gegenüber dem blonden Freiherrn von Rheinbaben, Paul-Boncour neben Prälat Kaas, und Louise Weiß, die Herausgeberin der „Europe Nouvelle" im Gespräch mit Breitscheid und seinem im Arbeitsamt tätigen, bildhübschen Sohn, der so frisch und verträumt aussieht, als ob er direkt aus einem Märchen von Eichendorff käme. Da gleiten wir aber schon von der Betrachtung der Szenerie in das Schauspiel: dies ein andres Mal, wenn es euch nicht langweilt.

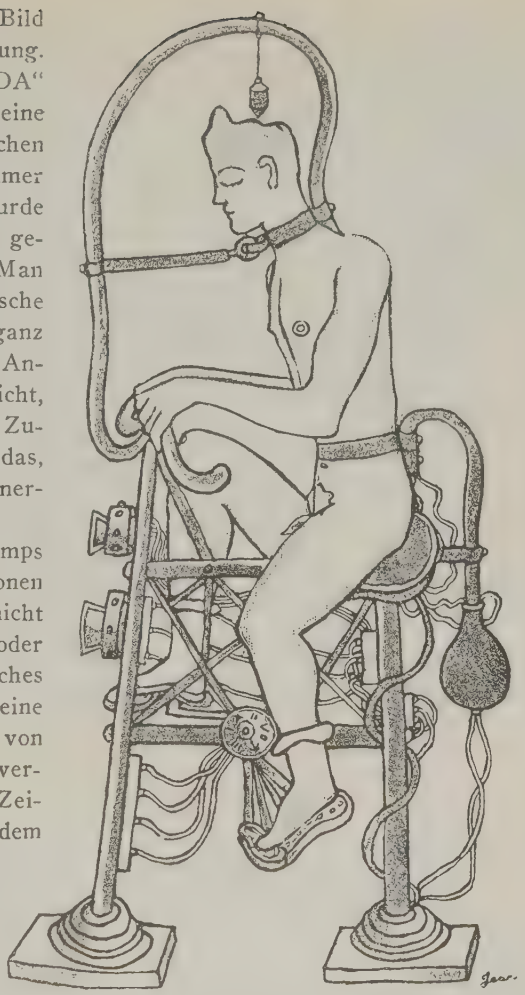
# ERINNERUNGEN AN DADA

Von

*TRISTAN TZARA*

Ende 1919 kehrte ich nach einer langen Abwesenheit aus dem Kriege nach Paris zurück, sehr froh, meine Freunde wiederzusehen. An der Seite von Aragon, Breton, Dermée, Eluard, Ribemont-Dessaignes, Picabia, Péret, Soupault, Rigaut, Marguerite Buffet und anderen nahm ich an den Manifestationen teil, die den Zorn des Pariser Publikums entfesselten. Das Debut des Dadaismus in Paris fand am 23. Januar auf der von der Zeitschrift „Littérature" veranstalteten Matinee statt. Louis Aragon, ein magerer junger Mann mit femininen Gesichtszügen, André Breton, der in seinen Gesten die Wundmale der religiösen Sektierer hat, die es zu nichts gebracht haben, Ribemont-Dessaignes, ein Mann von einfachem Aeußeren, der aber das hitzige Temperament der großen Ankläger der Menschheit in sich trägt, Philippe Soupault, ein Ausdrucksgewaltiger, dessen Rede in bizarren Bildern abrollt, lasen ihre Werke, Picabia, der den Einfluß so vieler, insbesondere des starken und klaren Geistes Marcel Duchamps auf sich hat wirken lassen, zeigte Bilder, darunter eines mit Kreide auf einer schwarzen Tafel gezeichnet, das auf der Szene wieder weggewischt wurde.

Damit sollte gesagt sein, dieses Bild hat nur für zwei Stunden Bedeutung. Ich selbst las unter dem Titel „DADA" einen Zeitungsartikel, während eine elektrische Klingel ununterbrochen meine Stimme übertönte. Diese Nummer wurde vom Publikum, das nervös wurde und fortwährend schrie: „Genug, genug!", sehr schlecht aufgenommen. Man versuchte, diesem Akt eine futuristische Erklärung zu geben. Ich wollte ganz einfach ausdrücken, daß meine Anwesenheit auf der Bühne, mein Gesicht, meine Bewegungen der Neugier der Zuschauer genügen sollten, und daß das, was ich sagen konnte, im Grunde keinerlei Bedeutung hatte.



Jean Cocteau

Im „Grand Palais" der Champs Elysées gaben Tausende von Personen aller Stände sehr lärmend ich weiß nicht recht was zu erkennen, ihre Freude oder ihre Unzufriedenheit, durch plötzliches Geschrei und Massengelächter, was eine sehr hübsche Begleitung zu den von sechs Personen zu gleicher Zeit verlesenen Manifesten bildete. Die Zeitungen sagten, ein Greis habe in dem Saale mehr oder weniger intime Handlungen vorgenommen, man zündete Magnesiumlicht an, eine schwangere Frau mußte hinausgebracht werden. Es ist wahr, daß die Zeitungen auch angekündigt hatten, Charlie Chaplin würde einen Vortrag über die Dadabewegung halten. Obgleich wir die Nachricht dementiert hatten, folgte mir ein Journalist überallhin wie mein Schatten, weil er an eine neue List des berühmten Schauspielers glaubte, der sich die Ueberraschung durch seine plötzliche Erscheinung nicht entgehen lassen wollte. Mit Betrübnis erinnere ich mich, daß Picabia, der an der Manifestation teilnehmen sollte, im letzten Moment verschwand und fünf Stunden lang unauffindbar blieb. Die Sitzung schloß mit einer Ansprache des Königs der Kamelotts, Herrn Buisson, der eine sehr merkwürdige Beschäftigung hat: Jeden Tag sagt er am Boulevard Madeleine denen die Zukunft voraus, die sie hören wollen. Abends verkauft er dann Zeitungen am Ausgang der Untergrund.

Ein paar Tage später fand dann in einer zum Kino umgebauten Kirche, dem Lokal des „Club du Faubourg", ein Vortrag über die Dadabewegung statt

auf Einladung dieser Vereinigung, die mehr als dreitausend Hand- und Kopfarbeiter umfaßte. Wir waren unser vier auf der Bühne: Ribemont-Dessaignes, Aragon, Breton und ich. Leo Poldès hatte den Vorsitz. Das Publikum war hier ernsthafter: es hörte uns an. Sein Mißvergnügen machte sich durch ein sehr scharfes Geschrei bemerkbar. Raymond Duncan, der Philosoph, der im Kostüm des Sokrates in Paris herumspazierte, war mit seiner ganzen Schule da. Er übernahm unsere Verteidigung und beruhigte das Publikum. Eine Debatte entspann sich. Die besten sozialistischen Redner ließen sich auf die Rednerliste setzen und nahmen das Wort für oder gegen uns. Wir antworteten auf die Angriffe. Der Saal war wie ein Topf mit siedendem Wasser. Aragon hat über diese denkwürdige Matinee eine packende Studie in den „Esprits Nouveaux" geschrieben.

Eine Woche später fand an der Volkshochschule ein Diskussionsabend über Dada statt. Eluard, Fraenkel, Dermée, Breton, Ribemont-Dessaignes, Soupault und ich nahmen mit der ganzen Wucht unseres Temperamentes an dieser von den politischen Leidenschaften erregten Sitzung teil. Alle Kundgebungen der Präsidenten erschienen in der dadaistischen Revue „Littérature"; bekanntlich gibt es 391 Präsidenten der Dadabewegung, und jedermann kann sehr leicht Präsident werden. „391" war auch der Titel einer von mehreren von uns herausgegebenen Revue ...

Im Monat März zeigte die Kundgebung im „Oeuvre" Dada auf dem Gipfel seiner Vitalität. Man wies 1200 Personen ab. Im Zuschauerraum stritten sich je drei um je einen Platz. Es war zum Ersticken. Begeisterte Zuschauer hatten Musikinstrumente mitgebracht, um uns zu unterbrechen. Dada-Feinde warfen aus den Logen Exemplare eines soeben herausgekommenen antidadaistischen Journals „Nein", worin wir als Narren behandelt waren. Der Skandal nahm gänzlich unvorstellbare Proportionen an. Soupault proklamierte: „Ihr seid alle Idioten, ihr seid würdig, Präsidenten der Dada-Bewegung zu sein." Breton las bei vollkommenster Dunkelheit mit Donnerstimme ein für das Publikum wenig schmeichelhaftes Manifest. Paul Eluard gab sogenannte „Exempel" zum besten. Ich will eines mitteilen. Der Vorhang geht auf, zwei Personen, von denen die eine einen Brief in der Hand hat, kommen von den entgegengesetzten Seiten aufeinander zu und treffen sich in der Mitte. Folgender Dialog entspinnt sich:

„Das Postamt ist gegenüber."
„Was geht mich das an?"
„Verzeihung, ich sah den Brief in Ihrer Hand und glaubte ..."
„Es kommt hier nicht aufs Glauben an, sondern aufs Wissen."

Danach setzen sie ihren Weg fort, und der Vorhang fällt. Es gab sechs, untereinander sehr verschiedene „Exempel", wobei die Mischung von Menschlichkeit, Albernheit und Unerwartetem einen kuriosen Kontrast mit der Brutalität der anderen Nummern bildete. Gelegentlich dieser Soiree habe ich eine teuflische Maschine erfunden mit drei aufeinander folgenden und unsichtbaren Echos, um dem Publikum einige Phrasen über die Ziele des Dada einzuhämmern. Diejenigen, die am meisten Sensation machten, waren: „Dada ist gegen die Teuerung"; „Dada ... Aktiengesellschaft für die Ausbeutung des Vokabulars"

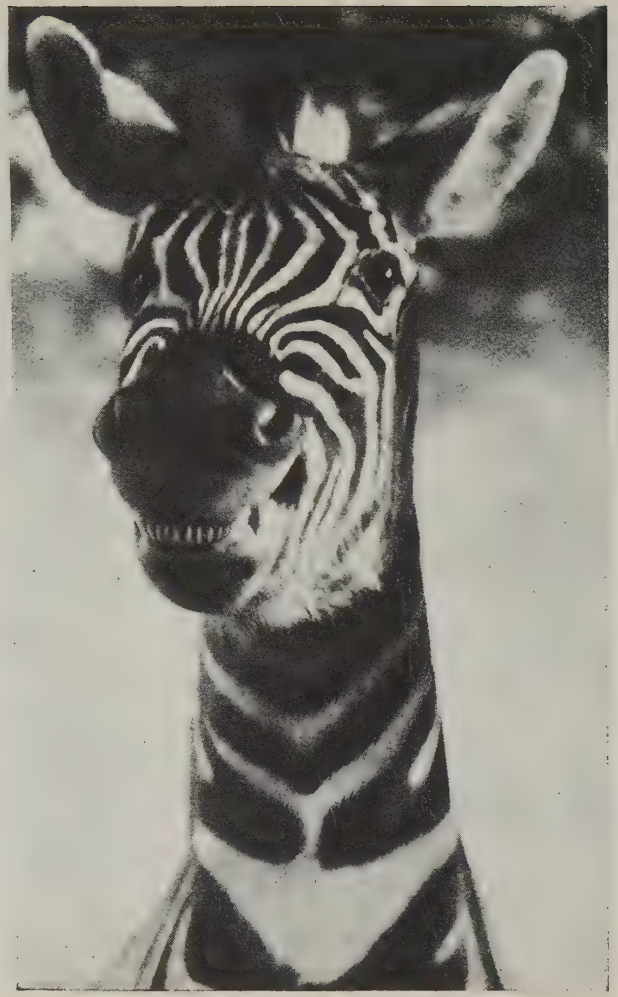


Photo Graudenz

Zebra

Keystone Photo

Strauß

Photo H. W. Mayer

Marcelle Bouss, der 3½ jährige Sportsmann

Photo Man Ray

Tristan Tzara

Die Dadaisten

Louis Aragon, Paul Dermée, Dr. Théodore Fraenkel, Paul Eluard, Georges Ribemont-Dessaignes, Benjamin Péret, Emanuel Fay; (unten) Tzara, Céline Arnauld, Philippe Soupault, Picabia, André Breton

Wide World Photo

Die amerikanische Tänzerin Marie Corday auf einer Galerie des Turmes von Notre Dame in Paris

Photo Trampus

König Alfons von Spanien dekoriert den Diktator Primo de Rivera

Photo Setzer, Wien

Büste der ägyptischen Königin Nofretête, der Gemahlin Amenophis IV., und Ida Roland (Frau Gräfin Coudenhove-Kalerghi)

Topical Photo

Der englische Clown Richard Hayes mit einem Partner

und „Dada ist eine jungfräuliche Mikrobe". Man spielte noch drei kleine Theaterstücke von Soupault, Breton und Ribemont-Dessaignes und „Das erste himmlische Abenteuer des Herrn Antipyrin", das ich 1916 geschrieben hatte. Dieses Stück war ein Boxmatch mit Worten. Die Personen rezitierten ihre Rollen unbeweglich in Säcken und Koffern, und man kann sich leicht die Wirkung vorstellen, die das in einer grünlichen Beleuchtung auf das Publikum ausübte. Man vermochte nicht ein einziges Wort von dem ganzen Stücke zu verstehen. Fräulein Hania Routchine, die scharmante Sängerin, heute die Frau von R. Dorgelès, hatte am Schlusse des Stückes ein sentimentales Lied von Duparc zu singen. Das Publikum nahm das für eine Profanation oder dachte, daß diese so einfache Sache, die einen Kontrast markieren sollte, hier nicht am Platze wäre — jedenfalls sparte es nicht mit seinen Meinungsausdrücken. Fräulein Routchine war an die großen Erfolge des „Vaudeville" gewöhnt, begriff die Situation nicht und verzichtete nach dem Austausch einiger Höflichkeiten mit dem Publikum darauf, ihr Lied zu Ende zu singen. Zwei Stunden lang hatten wir Mühe, sie zu beruhigen, denn sie weinte fassungslos.

Beim Dada-Feste im Saale „Gaveau" war der Skandal ebenso groß. Zum ersten Male, seit die Welt steht, warf man auf die Bühne nicht nur Eier, Salatköpfe und Kleingeld, sondern auch Beefsteaks. Das war ein sehr großer Erfolg, das Publikum war sehr dada. Wir hatten schon gesagt, daß die wahren Dadaisten gegen Dada waren. Philippe Soupault trat als Zauberkünstler auf. Unter der Beschwörung des Papstes, Clemenceaus und Fochs flogen Kinderballons aus einem Koffer und stiegen zur Decke. Paul Souday schrieb in seiner Kritik im „Temps", daß in der Tat aus einer gewissen Entfernung die Gesichter dieser beschworenen Persönlichkeiten auf der Oberfläche der Ballons zu erkennen gewesen wären. Der Saal war dermaßen erregt und die Atmosphäre so geladen, daß noch manche andere Suggestion einen Schein von Realität gewann. Ribemont-Dessaignes zeigte einen unbeweglichen Tanz, und Fräulein Buffet interpretierte dadaistische Musik. Eine Momentphotographie, bei Magnesiumlicht während eines Stückes von mir für die Zeitschrift „Comoedia" aufgenommen, zeigte alle Personen des Saales mit erhobenen Armen und zum Schreien geöffneten Mündern. Alle Pariser Persönlichkeiten waren anwesend. Mme. Rachilde hatte in einer Zeitung einen Artikel geschrieben, in dem sie einen Poilu aufforderte, uns mit Revolverschüssen zu töten. Das hat sie nicht gehindert, ein Jahr später in dem von uns organisierten Prozeß Barrès als unsere Verteidigerin aufzutreten. Sie sah in uns keine Gefahr mehr für den französischen Geist. Man hat uns nicht getötet bei Gaveau, aber alle Journalisten haben es in ihren Referaten zu tun versucht. Man hat Spalten geschrieben, um zu sagen, daß man nicht mehr von Dada sprechen dürfe, was Jean Paulhan, den feinsinnigen Schriftsteller und Direktor der „Nouvelle Revue Française", zu dem Sätzchen veranlaßte:

„If you must speak of Dada you must speak of Dada,
If you must not speak of Dada you must still speak of Dada."

Unter den anderen dadaistischen Revuen hatte „Cannibale" einen großen Erfolg. Sie arbeitete den durch und durch unliterarischen Geist heraus, wel-

cher der relativistische Geist der neuen Generationen sein wird. Diese neuen Generationen werden ihren Lebensüberschuß in der *Bewegung* zu verausgaben haben, und werden die klischierten Anschauungen, die steife Konvention und eine Tradition vergessen, die nichts ist als Faulheit. Ich kann davon mit um so festerer Ueberzeugung sprechen, als durch meinen eigenen Willen Dada heute nicht mehr existiert. Die allzu arrivistischen und literarischen Tendenzen seiner Teilnehmer bestimmten mich, ihn seinem logischen Ende zu überlassen: Der Zerstörung durch sich selbst. Das ist es ja, was das Heroische seiner Handlung noch steigert: Die Akte des Mutes, der Selbstentäußerung und einer hohen Moralität, die die Dadaisten begangen haben, werden genügen, um Dada am Ausgang des Krieges so etwas zuzuweisen wie die Funktion eines Zettelverteilers oder einer Lichtreklame.

# AUS DEN „PHANTASTISCHEN GEBETEN"

Von

*RICHARD HUELSENBECK*

## *Auftakt*

*Ebene*
*Schweinsblase Kesselpauke Zinnober cru cru cru*
*Theosophia pneumatica*
*die große Geistkunst = poème bruitiste aufgeführt*
*zum erstenmal durch Richard Huelsenbeck DaDa*
*oder oder birribum birribum saust der Ochs im Kreis herum oder*
*Bohraufträge für leichte Wurfminen-Rohlinge 7,6 cm Chauceur*
*Beteiligung Soda calc. 98/100%*
*sokobauno sokobauno sokobauno*
*Schikaneder Schikaneder Schikaneder*
*dick werden die Aschenеimer sokobauno sokobauno*
*die Toten steigen daraus Kränze von Fackeln um den Kopf*
*sehet die Pferde wie sie gebückt sind über die Regentonnen*
*sehet die Paraffinflüsse fallen aus den Hörnern des Monds*
*sehet den See Orizunde wie er die Zeitung liest und das Beefsteak verspeist*
*sehet den Knochenfraß sokobauno sokobauno*
*es schließet der Pfarrer den Hó-osenlatz rataplan rataplan den Hóosenlatz und das Haar steht ihm au-aus den Ohren*
*vom Himmel fä-ällt das Bockskatapult das Bockskatapult und die Großmutter lüpfet den Busen*
*wir blasen das Mehl von der Zunge und schrein und es wandert der Kopf auf dem Giebel*

*es schließet der Pfarrer den Hó-osenlatz rataplan rataplan den Hó-osenlatz und das Haar steht au-aus den Ohren*
*vom Himmel fällt das Bockskatapult das Bockskatapult und die Großmutter lüpfet den Busen*
*wir blasen das Mehl von der Zunge und schrein und es wandert der Kopf auf dem Giebel*
*O tscha tschipulala o ta Mpota Mengen*
*Mengulata mengulata kulilibulala*
*Bambosch bambosch*
*es schließet der Pfarrer den Hó-osenlatz rataplan rataplan den Hó-osenlatz und das Haar steht ihm au-aus den Ohren*
*Tschupurawanta burruh pupaganda burruh*
*Ischarimunga burruh den Hó-osenlatz den Hó-osenlatz*
*kampampa kamo den Hó-osenlatz den Hó-osenlatz*
*katapena kamo katapena kara*
*Tschuwuparanta da umba da umba da do*
*da umba da umba da umba hihi*
*den Hó-osenlatz den Hó-osenlatz*
*Mpala das Glas der Eckzahn trara*
*katapena kara der Dichter der Dichter katapena tafu*
*Mfunga Mpala Mfunga Koel*
*Dytiramba toro und der Ochs und der Ochs und die Zehe voll Grünspan am Ofen*
*Mpala tanó mpala tanó mpala tanó mpala tanó ojoho mpala tanó mpala tanó ja tanó ja tanó ja tanó o den Hó-osenlatz*
*Mpala Zufanga Mfischa Daboscha Karamba juboscha dabo eloé*

Goldberg

# NOCH EINMAL HAGENBECK

Von

*PAUL EIPPER*

I.

Dieser Name ist ein Begriff; auch der Buschmann kann sich etwas darunter vorstellen. Die sächsischen Hochzeitspärchen erzählen zu Hause vom Stellinger Tierparadies; der Lappländer weiß, wie gut Hagenbeck eine Völkerschau honoriert; in Indien, so sagten schon die Witzblätter des vorigen Jahrhunderts, flieht der Tiger beim Anblick einer Hagenbeckschen Karawane, und in jedem Hafen der Welt kennt man die Kisten mit der Aufschrift: „living animals Hagenbeck". In Frankfurt a. M. gibt es sogar „Hagenbecks Tigertee".

Popularität also wie Bismarckhering, Singer-Nähmaschinen, Maggi und Beech nut. Und das nicht erst seit gestern. Bereits im Jahre 1887 brachten Hagenbecksche Singhalesen dem Pariser jardin d'acclimatisation in 2½ Monaten eine Million Besucher.

II.

So eindeutig das Wort Hagenbeck ist, so wandelbar der Vorname. Claus, Carl, Wilhelm, John, Lorenz und weiß nicht was. Darum endlich einmal eine genaue Genealogie:

Im Jahre 1848 erwarb der Hamburger Fischhändler Gottfried Claus Carl Hagenbeck von einem Nordseekapitän einige Seehunde, die er bei Kroll zur Ausstellung brachte. Das war der Beginn des Tiergeschäftes und der Anfang der Weltberühmtheit. Von Gottfriedens neun Kindern interessieren uns Carl, Wilhelm und ihr Stiefbruder John. Carl (1844 bis 1913) übernahm schon in jungen Jahren das Tiergeschäft; er schlug bald die gesamte Konkurrenz, hatte Fänger und Abnehmer für seine Tiere auf der ganzen Welt, fand die Idee der „Völkerschau" und schuf in seinem Stellinger Tierpark die Urzelle humaner Tierhaltung.

Mit seinem Bruder Wilhelm begründete Carl Hagenbeck 1885 die sogenannte „zahme Dressur". Darunter versteht man die Anpassung eines Menschen an „wilde" Tiere, eine Behandlung, die nicht auf Furcht, Peitsche und Radau basiert, sondern auf Tierauswahl, Tierbeobachtung, Tierliebe. Statt des veralteten Vorführwagens stellten die beiden Brüder den großen Rundkäfig auf und ließen als die ersten junge Löwen, Tiger, Bären und Leoparden in der geräumigen Arena zusammen spielen, zu ihrem Vergnügen und zu unserer Freude.

Nach Carl Hagenbecks Tod bauten seine Söhne Lorenz und Heinrich den Stellinger Tierpark aus und förderten das Export- und Importgeschäft mit fast allen Ländern der Erde. Auch der Zirkus wurde weiter gepflegt. In Scheveningen, in Essen und in Wien stehen Zirkusgebäude Hagenbecks, und ein Reiseunternehmen arbeitet neun Monate im Jahr mit einer Tier- und Völkerschau, die zum Transport von Stadt zu Stadt zwei Extrazüge benötigt.

## III.

Vom Naturtierpark in Stellingen zu erzählen, erübrigt sich. Jedermann weiß, daß dort eine Löwenschlucht ist, ein Nordlandpanorama, daß die Tiere möglichst nicht durch Gitter, sondern durch Gräben voneinander und vom Publikum abgetrennt sind, und daß das Bestreben vorherrscht, die ganze Fauna einer bestimmten Zone geschlossen und in Gemeinschaft zu zeigen.

Ja, man weiß im sogenannten Publikum noch mehr, nämlich, daß die zoologischen Gärten anderer Städte zum Teil modernere Anlagen haben als der im Jahre 1907 eröffnete Stellinger Park.

Man muß eben tiefer sehen, um zu erkennen, daß Stellingen einzigartig bleiben wird, auch wenn in Hannover die Löwenterrasse schöner und in Leipzig das Elefantenhaus geräumiger ist. Stellingen ist der Ausgangspunkt, die I d e e. Und nirgends herrscht so der Geist bedingungsloser Tierliebe wie hier.

Man vergißt die geographische Lage Hamburgs, wenn man vor jenem Hochplateau steht, wo auf langer Trift die Großtiere der afrikanischen Steppe weiden, vom blauen Gnu, der Elenantilope bis zum Vogel Strauß. Man erlebt am verzauberten japanischen See den Tanz der hundert Flamingos, ein bacchantisches Taumeln, Fliegen und Schwirren.

Wohl kein Tierhändler rüstet heutzutage eine Südpolexpedition aus, die allein den Zweck verfolgt, einen ausgewachsenen See-Elefanten nach Europa zu bringen, wie Hagenbeck dies jüngst getan. Also lautet der Wahlspruch des Hauses: Nicht Geldverdienen ist erstes Gebot, sondern Besitz der seltensten Tiere und der am besten gepflegten!

## IV.

Bleibt noch zu berichten, daß der alte Carl Hagenbeck neben Tierliebe und Geschäftstüchtigkeit auch Verstand genug hatte und Herz, die besten Tierpfleger und Dompteure um sich zu scharen. Deyerling, Mehrmann, Seeth, Feldmann, Sawade, List, Schilling, — sie alle sind Schüler von Carl und Wilhelm Hagenbeck, und alle sind sie dem Hause treu geblieben. So kommt es, daß in der Raubtierdressurschule in Stellingen die sechzigjährigen Herren noch heute die Tradition ihres Meisters praktisch lehren, daß Richard Sawade nach dreißigjähriger Triumphfahrt durch drei Weltteile die Leitung des Zirkus Hagenbeck ausübt und durch die Erfahrung seines langen Artistenlebens die Vollgültigkeit dieses „absoluten“ Zirkus garantiert.

Daß Hagenbecks Schöpfungen Krieg und Inflationszeit überdauerten, ist Gewähr für die Zukunft. Und wer beispielsweise in dem knapp 24jährigen Tigerdompteur Alfred Kaden den heutigen Nachwuchs jener Altmeister bestaunt, der wird sich auch bei dem Begriff „Hagenbeck“ auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

*

# SERGEJ JESSENIN

Von

*MAXIM GORKIJ**)

1906 oder 1907 auf Capri erzählte Stefan Sheromskij mir und dem bulgarischen Schriftsteller Pjetko Todorow die Geschichte von einem Knaben, einem Shmudinen oder Masuren, einem Bauernburschen, der auf irgendeine Art nach Krakau verschlagen war und sich in der Stadt verirrt hatte. Er irrte lange in den Straßen herum, ohne daß es ihm gelang, aufs freie Feld zu kommen, an das er gewöhnt war. Schließlich, als er fühlte, daß die Stadt ihn nicht freigeben wolle, fiel er auf die Knie nieder, betete und sprang von einer Brücke in die Weichsel hinab; er hoffte, der Fluß werde ihn in die ersehnte Weite tragen. Er sollte aber nicht ertrinken, er starb daran, daß er sich den Schädel zerschellte.

Diese schlichte Erzählung erinnerte mich an den Tod Sergej Jessenins. Zum erstenmal sah ich Jessenin 1914, wo ich ihn irgendwo zusammen mit Kljujew traf. Er schien mir ein Knabe von fünfzehn bis siebzehn Jahren. Er war blondgelockt und hellhäutig, trug eine hellblaue Bluse, den ärmellosen Rock und bunteingefaßte Schaftstiefel und sah aus wie die von der Samokisch-Sudkowska gemalten Bojarenkinder, die alle das gleiche Gesicht haben. Es war Sommer, eine schwüle Nacht, und wir gingen zu dritt erst über die Bassejnaja, dann über die Simeonowskijbrücke, auf der wir stehen blieben und auf das schwarze Wasser hinabsahen. Ich erinnere mich nicht mehr, wovon wir sprachen. Wahrscheinlich vom Krieg, der schon begonnen hatte. Jessenin machte mir den etwas unklaren Eindruck eines bescheidenen und etwas unsicheren Knaben, der selbst fühlt, daß er nicht in das große Petersburg hineinpaßt.

Solche blitzsauberen Jungen findet man in stillen Städten wie Kaluga, Orla, Rjasan, Simbirsk und Tambow. Dort sind sie Verkäufer in den Basaren, Tischlergesellen, Tänzer und Sänger in den Wirtshausorchestern, bestenfalls aber Kinder bescheidener Kaufleute aus dem Milieu, in dem die alte Frömmigkeit noch gepflegt wird.

Später, als ich seine kühnen, starken, ungewöhnlich seelenvollen Gedichte las, wollte ich nicht glauben, daß sie dieser ausgesprochen kitschig angezogene Knabe geschrieben haben könne, mit dem ich eines Nachts auf der Simeonowskijbrücke gestanden und zugesehen hatte, wie er durch die Zähne den schwarzen Samt des zwischen Granitmauern dahinfließenden Stromes angespuckt hatte.

Sechs oder sieben Jahre später sah ich Jessenin in Berlin in der Wohnung Alexander Nikolajewitsch Tolstojs. Von der blondlockigen Puppe waren nur die sehr leuchtenden Augen übriggeblieben, aber auch sie waren wie an einer zu grellen Sonne ausgebrannt. Ihr unruhiger Blick irrte mit sehr wechselndem Ausdruck über die Gesichter der Anwesenden, bald herausfordernd und verächtlich und plötzlich wieder unsicher, verwirrt und mißtrauisch. Mir schien, daß er im allgemeinen nicht menschenfreundlich gesinnt war, und man sah, daß er trank. Die Augenlider waren geschwollen, das Weiße in den Augen eingefallen, die Haut seines Gesichtes und am Hals grau und verwelkt wie bei einem Menschen, der wenig in der frischen Luft ist und schlecht schläft. Und

*) Copyright Malik-Verlag, Berlin.

seine Hände waren unruhig und schlenkerten in den Gelenken wie die eines Trommlers. Der ganze Mensch war überhaupt in Erregung, zerstreut wie jemand, der etwas Wichtiges vergessen hat und sich nicht einmal darüber klar ist, was er vergessen hat. In seiner Gesellschaft waren Isidora Duncan und Kussikow.

„Auch ein Poet", sagte leise und heiser Jessenin von ihm. Neben Jessenin schien mir Kussikow ein völlig belangloser Mensch. Er war mit einer Gitarre, dem Lieblingsinstrument der Friseure, bewaffnet, aber ich glaube, spielen konnte er nicht darauf. Die Duncan hatte ich einige Jahre vor dieser Begegnung auf der Bühne gesehen, als man noch wie von einem Wunder über sie schrieb und ein Journalist den herrlichen Ausspruch tat: „Ihr genialer Körper versengt uns mit der Flamme des Ruhms."

Aber mir gefällt das nicht, ich begreife nicht den Tanz, der aus dem Verstande kommt, und es machte keinen Eindruck auf mich, wie diese Frau über die Bühne fegte. Ich erinnere mich sogar, daß es traurig war, daß es schien, als sei ihr tödlich kalt, und daß sie, die Halbbekleidete, nur herumsprang, um warm zu werden und der Kälte zu entfliehen.

Auch bei Tolstoj tanzte sie, nachdem sie vorher gegessen und Wodka getrunken hatte. Der Tanz schien ein Kampf des lastenden Alters der Duncan mit dem Druck ihres von Ruhm und Liebe verheerten Körpers. Hinter diesen Worten verbirgt sich nichts für die Frau Beleidigendes, sie kennzeichnen nur den Fluch des Alters.

Carl Rabus — Holzschnitt

Die bejahrte, massig gewordene Frau mit dem roten, unschönen Gesicht, in ein Gewand von ziegelroter Farbe gehüllt, wand und drehte sich in dem engen Zimmer, wobei sie ein Bukett zerknitterter, verwelkter Blumen an die Brust drückte und auf dem dicken Gesicht ein nichtssagendes Lächeln gerann.

Diese berühmte, von Tausenden von Aestheten Europas, den anspruchsvollsten Kennern der Plastik gefeierte Frau schien neben dem kleinen, knabenhaften, wunderbaren Rjasaner Dichter wie die vollkommene Personifikation alles dessen, was er nicht brauchte. Hier ist nichts Vorweggenommenes, nichts Ausgedachtes, nein, ich spreche von dem Eindruck jenes lastenden Tages, an dem ich beim Anblick dieser Frau dachte: Wie kann sie den Sinn solcher Seufzer des Dichters verstehen:

Wie wohlig wär's, lächelnd im Heu
Mit Mondes Maul Hafer zu kauen!

Und was kann ihr dieses bittere Lächeln sagen:

Für die Frauen trag ich nicht Zylinder.
Kann die dumpfe Qual des Herzens nicht ertragen;
Leichter wird es, milder wird die Trauer,
Streu ich Gold des Hafers meiner Stute.

Die Unterhaltung zwischen Jessenin und der Duncan vollzog sich in Gesten mit Knie- und Ellbogenstößen. Während sie tanzte, saß er am Tisch, sah aus einem Augenwinkel auf sie und runzelte die Stirn. Vielleicht gerade in diesen Minuten wurden die Worte des Mitleids in ihm zu Reimen:

Aus den Herzen verdrängt und vergessen . . .

Und man hatte den Eindruck, daß er seine Freundin als einen Albdruck empfindet, der nicht mehr schreckt, weil man sich an ihn gewöhnt hat, der aber deshalb nicht weniger lastet. Einige Male schüttelte er sich, wie ein Mensch, dem sich eine Fliege auf den kahlen Schädel gesetzt hat.

Endlich fiel die Duncan erschöpft auf die Knie und sah dem Dichter mit einem welken, begehrlichen Lächeln ins Gesicht. Jessenin legte die Hand auf ihre Schulter, wandte sich aber heftig ab, und wieder mußte ich denken: Ob nicht in diesem Augenblick die ebenso grausam wie mitleidsvoll verzweifelten Worte aus ihm hervorgebrochen sind:

Warum glotzst du mich an denn so wasserblau?
In die Fresse eins!?
. . . Geliebte, ich weine,
Verzeih . . . verzeih . . .!

Wir baten Jessenin, uns etwas zu lesen. Er willigte gern ein, stand auf und begann den Monolog des Chlopuschtschi. Anfangs machten die tragischen Schreie des Verbannten einen theatralischen Eindruck.

„Wahnsinnige, besessene, blutige Trübseligkeit,
Wo bist du, Tod?"

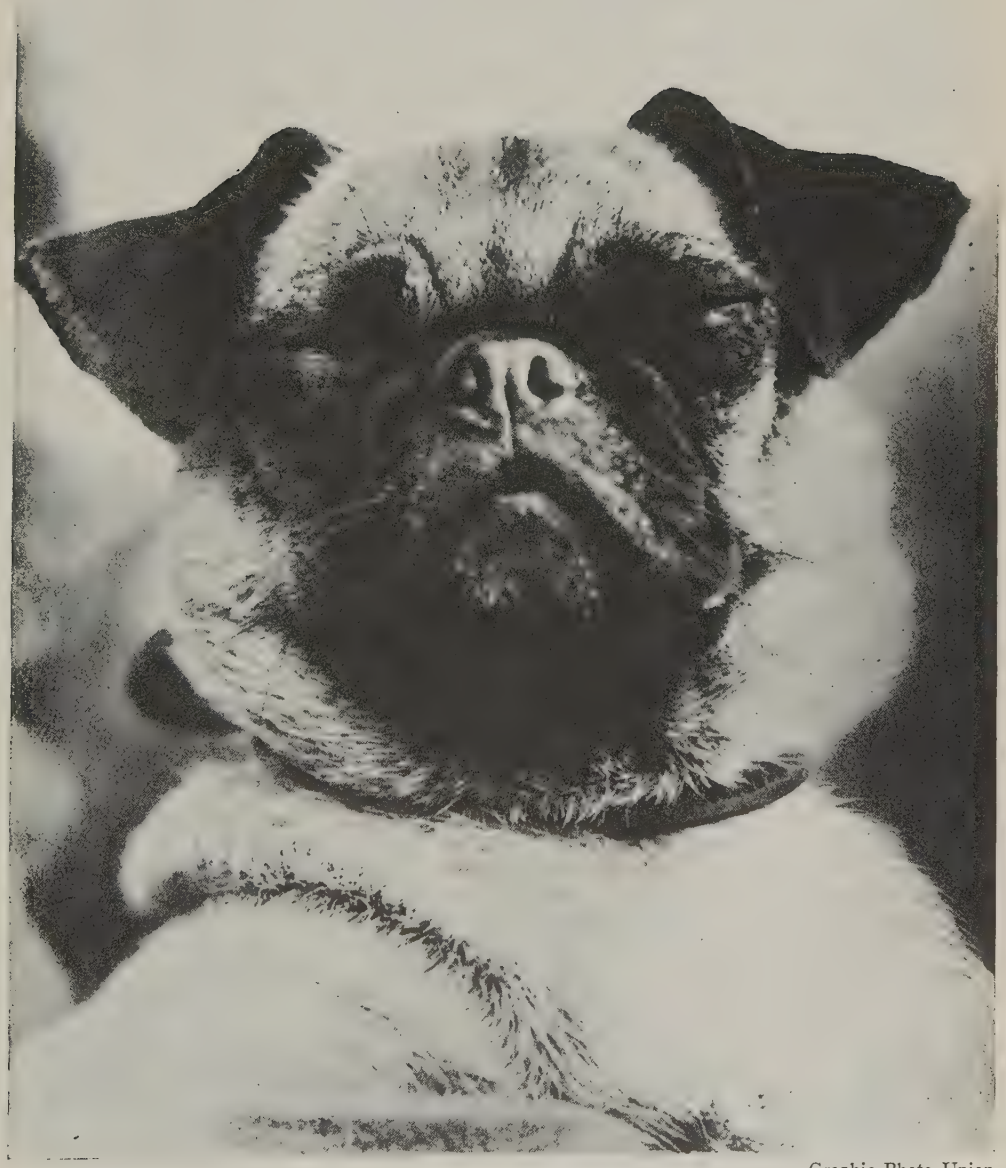
Bald aber fühlte man, wie Jessenin selbst erschüttert liest, und es wurde zum Weinen schwer, ihm zuzuhören. Ich könnte nicht sagen, daß sein Lesen künstlerisch, kunstvoll oder etwas Derartiges war. Alle diese Epitheta sagen nichts über den Charakter dieses Vortrags. Die Stimme des Dichters klang etwas heiser, schreiend, hohl, so daß nichts die bleischweren Worte des Chlopuschtschi besser hätte unterstreichen können. Wundervoll echt und außerordentlich stark klang die mehrmals und in wechselndem Ton wiederholte Forderung des Verbannten:

„Ich will ihn sehen, diesen Menschen!"

Und hervorragend war das Entsetzen wiedergegeben in dem Ausruf:

„Wo ist er denn, wo?
Ist er denn wirklich nicht da?"

Es schien fast unglaublich, daß dieser kleine Mensch diese ungeheure Gefühlsstärke, diese absolute Ausdruckskraft besaß. Während des Lesens erbleichte



Graphic Photo Union

Der Preisträger „Runica of Mayon“ einer Londoner Mopsschau

Photo Galloway

Griechische Fischerboote im Golf von Korinth

Photo Paul D. Miller

Marokkanische Wüstenpolizei auf dem Marsch

Ausstellung L. Gurlitt, Berlin

Ewald Mataré, Kuh (Holz)

Ilse Witting, Irischer Otternhund (Majolika)

er derart, daß seine Ohren grau wurden. Seine Hände gestikulierten nicht im Rhythmus der Gedichte, und das war richtig. Dieser Rhythmus war nicht zu fassen. Die Schwere dieser bleiernen Worte war launenhaft wechselnd. Es schien, als schleuderte er die Worte, eines unter seine Füße, ein anderes weit weg, ein drittes in ein ihm verhaßtes Gesicht. Und überhaupt, das Ganze: die heisere, zerrissene Stimme, die unsicheren Gesten, der schwankende Körper, die schmerzvoll brennenden Augen, alles war so, wie es die Situation, das Milieu, in dem sich der Dichter augenblicklich befand, erforderten. Ganz wundervoll las er in dreimaliger Wiederholung die Frage Pugatschows: „Sind Sie irrsinnig?", erst laut und zornig, dann leise, aber noch leidenschaftlicher: „Sind Sie irrsinnig?", und endlich ganz verloren, nach Atem ringend und verzweifelt: „Sind Sie von Sinnen? Wer hat Ihnen gesagt, daß wir verloren sind?" Unbeschreiblich gut klang die Frage: „Bricht man unter einer Seele wirklich wie unter einem Messer zusammen?" Und nach einer kurzen Pause, seufzend, hoffnungslos und in verzeihendem Tone: „Meine Freunde . . . Ihr Teuren . . ."

Es hatte mich erregt, daß ich einen Krampf in der Kehle hatte und hätte schluchzen können. Und ich erinnere mich, daß ich keine Worte zu seinem Lobe fand. Aber ich glaube, er brauchte sie auch nicht. Dann bat ich ihn, von dem Hund vorzutragen, dem man seine sieben Jungen weggenommen und in den Fluß geworfen hatte:

„Wenn Sie noch nicht müde sind?"

„Ich werde nicht müde, Gedichte zu sprechen," sagte er, fragte aber unsicher: „Gefällt Ihnen denn das von dem Hund?" Ich sagte ihm, daß nach meiner Ansicht er als erster in der russischen Literatur in so echter Liebe von Tieren geschrieben habe.

„Ja, ich liebe alle Tiere sehr," sagte Jessenin nachdenklich und leise, und auf meine Frage, ob er „Das Paradies der Tiere" von Claudel kenne, antwortete er nicht, nahm seinen Kopf in beide Hände und begann das Lied vom Hunde vorzutragen. Und als er die letzten Zeilen sprach:

Es rollten die Augen des Hundes
Wie goldene Sterne im Schnee,

schimmerten auch in seinen Augen Tränen. Nach diesem Gedicht dachte man unwillkürlich, daß Sergej Jessenin nicht so sehr Mensch, als ein von der Natur ausschließlich für die Lyrik geschaffenes Organ zum Ausdruck der unergründlichen „Trauer der Landschaft", der Liebe zu allem Lebendigen in der Welt, des Erbarmens, das mehr als alles andere der Mensch verdient, sei. Und noch fühlbarer wurde die Ueberflüssigkeit Kussikows mit seiner Gitarre, der Duncan mit ihrem Tanz, der Existenz langweiliger Städte, die Ueberflüssigkeit alles dessen, was diesen eigenartig begabten und vollkommenen russischen Dichter umgab.

Und Jessenin schien von einer bebenden Schwermut erfüllt. Er liebkoste die Duncan, wie er wahrscheinlich die Rjasaner geliebkost hatte, indem er ihr auf den Rücken klatschte, und schlug vor, auszugehen. „Irgendwohin, wo es laut ist," sagte er. Es wurde also beschlossen, abends in den Lunapark zu

gehen. Als wir uns auf der Diele anzogen, begann die Duncan, die Männer zärtlich zu küssen. „Sehr gut, die Russen!", sagte sie gerührt. „Ach, so einen gibt es ja gar nicht wieder . . ." Jessenin spielte eine grobe Szene der Eifersucht, schlug sie auf den Rücken und schrie: „Du sollst nicht Fremde küssen!" Mir schien, er tat das nur, um die Anwesenden Fremde zu nennen.

*

Die scheußliche Pracht des Lunaparks wirkte anregend auf Jessenin. Er lachte, lief von einer Widerlichkeit zur anderen, sah zu, wie sich die biederen Leutchen amüsierten, wie sie sich bemühten, mit einem Ball in den Mund eines Papier-Maché-Ungeheuers zu treffen, wie hartnäckig sie eine schaukelnde Treppe hinaufzugehen versuchten, und wie sie auf einer Drehscheibe herumfielen, die willkürliche Wellendrehungen ausführt. Zahllos waren die vielen anderen, ebenso geistlosen Amüsements, zahllos die Lichter, und überalll erklang eine biedere Musik, die man eine Musik für Dicke nennen möchte.

„Da haben sie ja allerhand aufgebaut, aber etwas Besonderes ist ihnen nicht eingefallen,' sagte Jessenin, fügte aber gleich hinzu: „Ich will nicht tadeln." Nach wenigen Minuten fügte er hinzu: „Das Wort „Tadeln" (ein entsprechendes kurzes, russisches Wort) ist besser als bemängeln. Kurze Worte sind immer besser als vielsilbige."

Die Hast, mit der Jessenin sich diese Belustigungen ansah, war verdächtig und drängte mir den Gedanken auf, er will alles sehen, um es schnell vergessen zu können. Dann blieb er vor einem runden Kiosk stehen, in dem irgend etwas Buntes summend sich drehte, und fragte mich plötzlich, unerwartet und ebenfalls hastig: „Glauben Sie, daß meine Gedichte notwendig sind, und überhaupt, die Kunst, d. h. die Dichtung?" Diese Frage war hier höchst am Platze. Der Lunapark lebt sehr lustig ohne Schiller. Aber Jessenin wartete keine Antwort auf seine Frage ab und schlug vor: „Kommen Sie Wein trinken!" Auf der großen Restaurantterrasse, eng zwischen fröhlichen Menschen sitzend, wurde er wieder schwermütig, zerstreut und launenhaft. Der Wein schmeckte ihm nicht. „Er ist sauer und schmeckt nach verbrannten Federn. Bestellen Sie französischen, roten Wein!" Aber auch den roten trank er mit Widerwillen und, wie es schien, nur anstandshalber. Etwa drei Minuten lang starrte er ins Weite. Dort, hoch in der Luft, auf dem Hintergrund der schwarzen Wolken, schritt eine Frau von einem Tau gezogen hin. Sie wurde von bengalischem Licht beleuchtet, und über ihr zerplatzten, wie aus ihr entsprungen, Raketen, verlöschten in Rauchwolken und spiegelten sich in dem Wasser des Teichs unter ihr. Das war fast schön, aber Jessenin flüsterte: „Alle wollen etwas möglichst Grausiges sehen. Uebrigens, ich liebe den Zirkus, und Sie?"

Er machte nicht den Eindruck eines verwöhnten und von sich eingenommenen Menschen. Es schien eher, als sei er an diesen Ort zweifelhafter Fröhlichkeit einer Pflicht gehorchend oder aus Anstand geraten. Wie Ungläubige eine Kirche besuchen, hinkommen und ungeduldig warten, ob der Gottesdienst nicht bald aus ist, ein ihnen nichts sagender Dienst für einen fremden Gott.

*(Deutsch von B. Schiratzki.)*

# JAMES ENSOR

Von

*ANDRÉ DE RIDDER*

Trotz eines Prestiges und eines Ruhmes, den ihm niemand mehr streitig zu machen wagt, ist Ensor der Einsamkeit treu geblieben. Das Meer ist für ihn immer noch der sichere Zufluchtsort, der es ihm während der bitteren Jahre des Verkanntwerdens und des Spottes war. Ensor ist jetzt 67 Jahre alt, die immer noch gesuchtesten seiner Bilder hat er im Alter von zwanzig Jahren (1880 bis 1881) geschaffen, aber erst seit ganz kurzer Zeit (1920 bis 1921) wird ihm in der belgischen Malerei der hervorragende Platz zuerkannt, den er darin einnimmt, nämlich den ersten. In der zeitgenössischen europäischen Malerei dagegen macht man ihm noch heute den Rang streitig, den er darin behaupten wird, sobald Kunstgeschichte einmal ohne Voreingenommenheit für eine Schule oder eine Nation geschrieben werden wird, ohne jene beschränkte und anmaßende Exklusivität, die die künstlerische Priorität dieser Epoche auf zwei oder drei große Nationen, hauptsächlich aber Frankreich, beschränkt. Von Bürgertum und Kritik dornengekrönt, flaggelliert und angespien, rief ihn fern von den ästhetischen Disputereien der Ozean, an dessen Ufer er viele Jahre lang sein unverstandenes Genie sich ausleben ließ. Hier hat er sich mit einem bitteren, aber substantiellen Tonikum genährt. Hier fand er Konzentration, Reinigung und Stärkung in einer köstlichen Einsamkeit, in der er ohne Hast und in völliger Unabhängigkeit arbeitete, in keiner Weise von Gewinnsucht getrieben, sondern einzig beherrscht von seiner Hingegebenheit an die Kunst und seinem Kampfgeist. Hier hat er von jeher seine Ateliers über einem jener Strandmagazine, das mit ausgefallenen Gegenständen: Muschelwerk, Permutter, Porzellanen und Fayencen, getrockneten Fischen, Fischernetzen, Fähnchen und Eimern für Kinder, Schiffen usw. vollgepfropft ist. Der Laden gehörte früher seiner Mutter, die 1915 starb, und wird jetzt von einer alten Verwandten, wie es scheint höchst unwirtschaftlich, geführt, aber Ensor hängt an dem Muschelwerk und dem barocken Kram. Steigt man in seine Wohnung hinauf, so findet man darin eine Auswahl dieser Wunder aller Kontinente, Muschelwerk und speziell Masken, Marionetten, Fächer, alte Stoffe in zarten, verblichenen Farbtönen. Im Anschauen dieser Dinge hat er einige der feinsten Nuancen und einige der seltensten Tönungen gefunden, mit denen er seine Bilder übersät hat: auf seinen Bildern läßt er uns, ohne Furcht, sich zu wiederholen, all diesen geliebten Kram finden, der die Schärfe der Ensorschen Analyse, die Klarheit seiner Intuition und seinen natürlichen Humor romantisch verklärt. Auch einige der närrischsten Typen, die er in seinen Radierungen, die übrigens nicht weniger bedeutend sind als seine Gemälde, festgehalten hat in Zügen, die eine grausame Wahrheitsliebe und einen stark lyrischen Humor offenbaren, sind ihm auf dem Deich oder am Strande im Sommer, im Gewimmel der Sommerfrischler oder Badenden begegnet. Der Ozean hat ihn gut versorgt.

Man trifft Ensor gewöhnlich nicht im Kursaal. Sein Arbeitseifer hat ihn trotz seines vorgeschrittenen Alters noch nicht verlassen: am wohlsten fühlt er

sich immer noch in seinem Atelier, zwischen einigen Bildern, die er bis zu seinem Tode bei sich zu behalten beschlossen hat, wie z. B. der berühmte *„Einzug Christi in Brüssel"*, ein sowohl durch seine Dimensionen wie seinen Geist gigantisches Werk. Er malt, zeichnet und radiert immer noch, und wenn auch, was er in der letzten Zeit geschaffen hat, nicht mehr die koloristische Vollendung, die subtile Transparenz aufweist, die ihm eigen waren zu der Zeit, als er *„Die Kinder bei der Toilette"*, *„Bürger-Nachmittag"* malte, so sind ihm doch der beißende Spott und der Lyrismus seiner Phantasie, die bei ihm stets gepaart erscheinen, nicht untreu geworden; summarischer gemalt, vereinigt dennoch ein Gemälde wie *„Christus unter den Aerzten"* die charakteristischesten Werke seiner besten Zeit, und sei es nur in der spottlustigen und spaßenden Phantasie, die sich in einem so hohen Grade hier verwirklicht findet.

Schulze-Soelde Selbstbildnis

Manchmal besucht Ensor ein Café, um seine Kollegen von der Zeitung „Le Carillon" oder einen durchreisenden Freund da zu treffen. Meistens aber bummelt er auf dem Strande, stolz auf seine vieillesse verte, mit seinem langen, seit kurzem sehr grau gewordenen Bart, die Schultern noch sehr stark und kaum gewölbt unter dem romantischen Cape, in das er sich hüllt. Oh, diese schwarze Pelerine Ensors, sein flacher, breitrandiger Hut, der ein bißchen bäuerliche Schirm, die ich ebenso lange kenne wie ihn selbst.

Von Zeit zu Zeit eine kleine Reise zur Ausspannung. Oder ein Trip nach Brüssel, wo für ihn Sirenen residieren, die ihn noch mehr locken als die der Nordsee. Oder auch ein Besuch in Antwerpen, dem Sitz der mächtigen und kampflustigen *„Association de l'Art Contemporain"*, die ihn ganz besonders schätzt und ihn jahrzehntelang ununterbrochen verteidigt hat. Von ihr wurde 1921 das Bankett Ensor veranstaltet, das für den Gedemütigten von Ostende eine glänzende Genugtuung war und um ihn außer den Repräsentanten der öffentlichen Macht, die er nach wie vor verabscheut, die ganze enthusiasmierte Jugend versammelte, die ihn durch ihre treue Bewunderung für die frechen Beleidigungen gerächt hat, die er so lange tapfer ertrug. Herrlich waren diese Feste der „Art Contemporain"! Das nächtliche Schwärmen nach den Festen in den Bars und Dancings des Bahnhofsviertels und den Kneipen und Kabaretts des Hafens, wo sich alles an vorgeschrittenen Malern und Schriftstellern, was in Belgien einen Namen hat, um den Meister drängte, der selbst, funkelnd vor Freude, die Seele dieser Liebesmähler, enthusiasmiert, teils singend und

tanzend wie ein junger Barbare seiner Freude Ausdruck gab, teils in scharfen Aphorismen seinen Jüngern gegenüber oder in Sarkasmen den Pedanten und Banalen gegenüber seine Stimmung zum Ausdruck brachte. Ganz besonders erinnere ich mich einer Kampfszene zwischen Ensor und einem der Mitarbeiter der „Ville d'Anvers". Beide hatten Röcke und Westen ausgezogen und lieferten, umdrängt von einem Schwarm bewundernder Mädchen, zwischen den Spiegeln und Lichtern des Kristallpalastes einen regelrechten Faustkampf, den man später einmal in köstlichen Gemälden der jungen französischen Schule, besonders in dem kupfer- und gelbroten Gemälde, das der Erfolg André Favorys im „Salon d'Automne" von 1922 wurde, wiederfinden wird.

An Anekdoten über Ensor fehlt es nicht. Einige der pikantesten beziehen sich auf Auseinandersetzungen, die er mit den bekanntesten Kritikern seiner Zeit hatte. Einige von ihnen hat er in seinen Bildern: *„Die schlechten Köche"* und *„Die guten Richter"* karikiert. Manche beziehen sich auf seine berühmten Kollegen. Hier nur eines dieser kleinen malerischen Abenteuer: Ensor mochte durchaus nicht den Herrn Fétin, der bei der Entstehung des „Cercle des XX." Doyen der Kunstkritiker Belgiens war und in keiner Weise die Malerei des jungen Ostenders schätzte. Als er sich eines Tages vorübergehend in Brüssel aufhielt, beschloß Ensor, an seinem „Verfolger", einem der Dämonen, die ihm Tag und Nacht zusetzten — empfindlich Rache zu nehmen. Mit einem Freunde faßte er auf der Place du Musée Posten, und als Fétin dann aus der Königlichen Bibliothek heraustrat, stürzten die beiden ihm mit den fürchterlichsten Grimassen entgegen: Ensor blies mit der Nase Flöte, und der Carabinier, der ihn begleitete, imitierte täuschend das Grunzen eines Schweines. Das sind die „Teufel, die einen Kritiker striezen", erklärte Ensor.

A. W. Dressler

Man hat vielfach versucht, den Charakter und die Tendenzen Ensors lächerlich zu machen. In Frankreich haben die sensationellen Andeutungen Jean Lorrains in dem Roman der Ueberdekadenz „Monsieur de Phocas" und in der Spezialnummer der Zeitschrift „La Plume" in dem Augenblick, wo der Karneval der Symbolisten tobte, nicht erreichen können, die wirkliche Bedeutung eines Werkes zu entstellen, das trotz seiner Geistigkeit vor allem plastisch bleibt, und das, trotz aller Bemühungen, es als literarisch zu erklären, dies nur in untergeordneter Bedeutung ist.

In Deutschland ist Ensor durch das Buch von Paul Colin, der darin zu ganz falschen Schlüssen über die Natur des mutigen Künstlers kommt, sehr schlecht gedient worden. Als Mensch schildert er ihn gehetzt, unliebenswürdig, zynisch, als falschen Philosophen. Hinter einer trügerischen Fassade, diesem leidenschaftlichen Schönheitskult, diesen fieberhaften Studien ohne materielles Interesse, dieser Liebe zur Natur, dieser lyrischen Ekstase, die ihn ganz und gar gefangennimmt vor dem Meer, wie vor einem großen Kunstwerk, diesem Geist der Gerechtigkeit, dieser streitbaren Sympathie und dieser menschlichen Zärtlichkeit, deren geheimes Feuer noch seine satirischsten Bilder, seine närrischsten Radierungen ausstrahlen, selbst in den wildesten seiner „Schriften" scheint er nichts Nennenswertes entdeckt zu haben. Als Maler hat er ihn ebenso verkannt; er legt nur Wert auf die Anfangsperiode seines Schaffens, in der man bei Ensor hauptsächlich die Beherrschung der Technik, die wundervoll plötzlich erblühte Fülle und Intensität seines malerischen Genies in einem sehr jugendlichen Alter bewunderte, die sich jedoch in der Folge durch eine Totalität der Mittel bestätigten, die die meisten niemals erreichen, manche erst nach langen und mühseligen Jahren der Arbeit. Mit seinen zu ausschließlich von den koloristischen Fähigkeiten Ensors inspirierten Huldigungen stößt er den Meister in die impressionistische Atmosphäre zurück, in der wir, im Gegenteil, ihn am meisten zu schädigen fürchten.

Nach meiner Meinung macht Ensors Werk wesentlich sein *Geist* wertvoll. Den vollendetst gemalten seiner Kohlköpfe oder seiner Stachelrochen, die gewiß bewundernswerte, aber rein realistische Werke sind, ziehe ich weitaus seine galanten Feste, seine religiösen Visionen, seine Volksbelustigungen und vor allem seine Maskenszenen vor (deren beste aus der Periode 1885 bis 1895 stammen) und in denen er sich zu Breughel und Bosch, zu Rembrandt und Goya gesellt, in denen er gleichzeitig Watteau und Hokusai vereinigt.

Man hat bisher auch den Einfluß Ensors nicht nur auf die belgische, sondern auch auf gewisse Sektionen der europäischen Malerei nicht genügend hervorgehoben: ich dürfte mich kaum täuschen, wenn ich vermute, daß weder Klee, noch Groß, noch Dix genau das wären, was sie sind, ohne das Vorbild Ensors. Er war Schrittmacher und Anreger für uns. Er hatte die Intuition alles dessen, was die neue Kunst an Ideen, an Sensationen, an unvermuteten Verfahren bringen sollte. Die schon futuristischen „Visionen", gewisse kubistische Ankündigungen in den methodischen Entwürfen des „Lesers" oder des „Lampenmachers", der Expressionismus seiner Masken, die Dynamik bestimmter großer Volksszenen, wie „Christi Einzug in Brüssel", die umfassende und polymorphe Stufenleiter wie in Bildern „Der Sturz der aufrührerischen Engel" oder „Die Kinder bei der Toilette", seine Intelligenz, seine Phantasie, die Intensität seiner Farben, die bestimmte und klar abgegrenzte Form seiner Figuren, alles dies sind nur Aspekte einer erstaunlich vielfältigen Kunst, die ewig in der Entwicklung begriffen, immer getrieben ist von dem Wunsche, sich zu erneuern und die bekannten Pfade zu verlassen, auf denen man billige Lorbeeren erntet — dies das Werk Ensors seit 1880.

# DER BAUER UND DER KAUFMANN

## Ein indisches Märchen

erzählt von

*PANDIT TARACHAND ROY (LAHORE)*

Einst wohnte in einem Dorf ein Kaufmann. Eines Tages, als er sich auf dem Weg nach der naheliegenden Stadt befand, um dort neue Waren einzukaufen, begegnete er einem Bauern. Dieser wollte auch nach der Stadt, um dort bei seinem Bankier eine Ratenzahlung auf die Gelder zu leisten, die einst sein Urgroßvater geliehen hatte. Im Laufe von fünfzig Jahren hatte sich die Schuld, die 100 Rupien betrug, durch die Zinsen verzehnfacht.

Der arme Bauer ging seines Weges, nachdenkend, was er tun sollte, daß sein ererbtes Grundstück nicht dem Bankier in die Hände fiele.

„Wo wollen Sie denn hin, Chaudhri ji?" fragte ihn der Kaufmann. „Wohl zu dem Bankier, um eine Abzahlungssumme zu entrichten? Haben Sie nun irgendeinen Plan ausgedacht, um das Grundstück zu retten?"

„Shâh ji," antwortete der aus seinen Grübeleien aufgescheuchte Bauer, „was soll ich bloß anfangen? Mein Urgroßvater hatte 100 Rupien geborgt, die sich jetzt verzehnfacht haben. Volle 1000 Rupien, denken Sie nur! Sogar mit meinem Grundstück könnte ich diese Riesenschuld nicht abtragen."

„Chaudhri ji," sagte der Kaufmann, „wozu sich unnütz den Kopf zerbrechen? Es kommt doch alles, wie es kommen soll. Wenn wir uns mit traurigen Gedanken abgeben, wird uns der Weg endlos werden. Lassen Sie uns lieber von etwas Lustigem plaudern!"

„Sie haben recht, Shâh ji, das Geschick ist unerbittlich. Erzählen wir uns lieber ein paar heitere Geschichten, aber bevor wir mit dem Erzählen beginnen, wollen wir eine Bedingung aufstellen:

Keiner von uns darf an der Wahrheit der Geschichte des anderen zweifeln und Einwendungen erheben, auch wenn sie von den größten Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen strotzt. Wer diese Bedingung nicht erfüllt, der muß dem anderen 1000 Rupien Strafe zahlen."

„Einverstanden!" sagte der Kaufmann. „Also ich fange gleich als erster an."

K a u f m a n n : „Sie wissen, daß mein Urgroßvater einer der angesehensten und wohlhabendsten Kaufleute war."

B a u e r : „Ganz richtig, Shâh ji!"

K a u f m a n n : „Als junger Kaufmann war er einst mit 100 Schiffen nach China gefahren, brachte es dort zu großem Vermögen und kehrte als schwerreicher Mann in seine Heimat zurück."

B a u e r : „Sie haben recht, Shâh ji!"

K a u f m a n n : „Er brachte unzählige seltsame Kostbarkeiten aus dem fernen Lande mit. Darunter befand sich ein kleines goldenes Götzenbild, das die wunderbare Eigenschaft besaß, jedem, der es darum befragte, seine Zukunft zu sagen."

B a u e r : „Ganz richtig, Shâh ji!"

K a u f m a n n : „Viele Freunde meines Urgroßvaters kamen und konnten durch dieses Götzenbild einen Blick in die Zukunft tun. So erschien auch eines Tages Ihr Urgroßvater bei dem meinen und knüpfte eine Unterhaltung mit dem Bildnis an. ‚Welche Menschen,' fragte er das Götzenbild, ‚sind die gescheitesten auf der Welt?' ‚Die Baniyâs (= Kaufleute)' war die Antwort. ‚Welche sind die dümmsten?' lautete die nächste Frage Ihres Urgroßvaters. ‚Die Dschâts (= Bauern)' antwortete das Bild. ‚Und wer wird der Dümmste in meinem Geschlecht sein?' fragte Ihr Urgroßvater weiter. ‚Chaudhri Hoshiâr Sing!' entgegnete das Götzenbild."

Das war der Name unseres Bauern.

B a u e r : „Sie haben die volle Wahrheit gesagt, Shâh ji."

Die Worte des Kaufmanns ärgerten den Bauern sehr, aber wohlweislich unterdrückte er seine Wut. Im Innern dachte er es ihm, beim Erzählen seiner eigenen Geschichte, tüchtig heimzuzahlen.

K a u f m a n n : „Die Kunde von dem Bildnis verbreitete sich sehr schnell. Sie drang bis ans Ohr des Königs. Er ließ meinen Urgroßvater zu sich kommen und erbat sich das Bildnis von ihm. Als Belohnung dafür machte er ihn zu seinem Ministerpräsidenten."

B a u e r : „Ganz richtig, Shâh ji!"

K a u f m a n n : „Lange Zeit bekleidete mein Urgroßvater dies hohe Amt. Sein Name wurde weltberühmt. Nach seinem Hinscheiden wurde mein Großvater sein Nachfolger, aber sein Eigenwille mißfiel dem König. Einmal stieg die Diskussion über die Staatsgeschäfte zu weißglühender Hitze. Der König geriet in maßlosen Zorn über die Kühnheit meines Großvaters, mit der dieser die Richtigkeit seiner politischen Anschauungen zu verteidigen versuchte, und verbat sich seine weitere Einmischung in die Debatte. Da sprach mein Großvater mit donnernder Stimme dem König das Verständnis für die Staatsgeschäfte überhaupt ab. Der König fühlte sich aufs tiefste beleidigt. Er ließ meinen Großvater einem wilden Elefanten vorwerfen."

B a u e r : „Ganz richtig, Shâh ji!"

K a u f m a n n : „Als aber der Elefant meinen Großvater sah, verflog alle seine Wildheit. Ruhig und langsam ging er auf meinen Großvater zu, hob ihn mit seinem Rüssel in die Höhe und setzte ihn auf seinen Rücken."

B a u e r : „Sehr schön, Shâh ji, sehr schön!"

K a u f m a n n : „Ueber diesen Vorgang war der König sehr erstaunt. Er beugte sich vor der Persönlichkeit meines Großvaters, bat ihn um Verzeihung, setzte ihn in sein hohes Amt wieder ein und verlieh ihm den Titel: *‚der Unüberwindliche'.*"

B a u e r : „Ausgezeichnet, Shâh ji, ausgezeichnet!"

K a u f m a n n : „Nach dem Ableben meines Großvaters wurde mein Vater zum Minister ernannt, aber er zog den Kaufmannsberuf dem Ministerposten vor. Dank seiner Klugheit und Geschäftstüchtigkeit verdiente er bald sehr viel Geld und trat eines Tages eine Weltreise an, auf der er sehr viel Seltsames sah. Einmal bemerkte er, wie eine Mücke ihm immer und immer wieder um die Ohren summte. Um dieser Plage zu entgehen, bat endlich mein Vater die Mücke

James Ensor, Marionetten

Brüssel, Museum

James Ensor, die Mutter des Künstlers

James Ensor, Maskenszene

James Ensor, Dekoration für ein Ballett „La Gamme d'amour, Flirt de Marionettes"
(im Atelier des Künstlers)

Photo Antony, Ostende

James Ensor

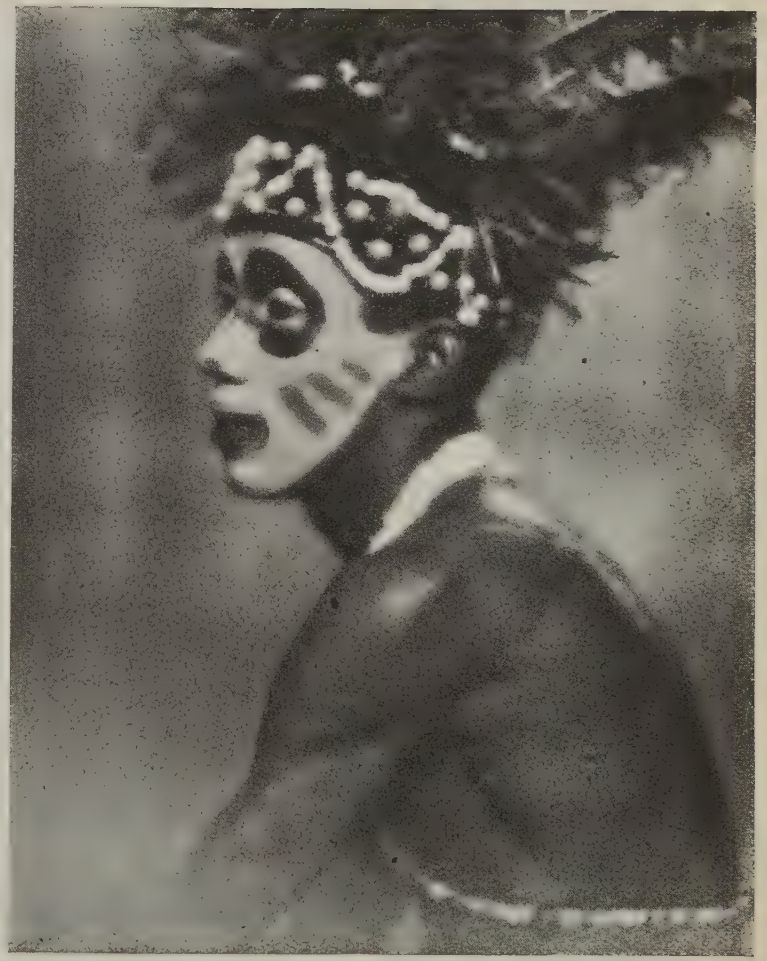


Photo Schenker, Berlin

Der Tänzer Douglas

mit großer Höflichkeit, ihn nicht mehr zu bedrängen. ‚O bester Kaufmann,‘ sagte die Mücke, ‚Sie sind der edelste Mensch, den ich bis jetzt gesehen habe. Sie haben mich durch Ihr freundliches Wesen sehr erfreut. Ich möchte Ihnen gern einen Dienst erweisen.‘ Nach diesen Worten machte die Mücke ihren Mund auf. In ihrem Bauch erblickte mein Vater einen herrlichen Palast aus reinstem Gold. An einem seiner Fenster saß ein sehr schönes Mädchen. Vor dem Portal des Palastes stand ein Bauer, der mit Gewalt in den Besitz des Mädchens gelangen wollte. Mein Vater, der für seine Tapferkeit bekannt war, wollte dieses nicht dulden. Mit einem Satz sprang er in den Mund der Mücke, um das Mädchen vor der Gewalttätigkeit des Bauern zu schützen.“

Bauer: „Ganz richtig, Shâh ji!“

Kaufmann: „Einen Augenblick war es ganz finster um ihn herum. Bald aber konnte er den Palast, das Mädchen und den Bauern wieder sehen. Sogleich stürzte er sich auf den Bauern und schlug ihn nieder. Er hätte sicher alle Glieder des Bauern zerschmettert, wenn dieser nicht am ganzen Körper zitternd ihn inständigst um ‚Gnade‘ angefleht hätte. Und wissen Sie, wer dieser Bauer war? Ihr eigener Vater war es. Nach dem Sieg heiratete mein Vater das schöne Mädchen, das in Wirklichkeit eine Prinzessin war, und bezog den goldenen Palast. Ihr Vater trat in den Dienst meines Vaters und wurde Torhüter. Tag und Nacht mußte er vor dem Palast Wache stehen. Ich kam dort im Schloß zur Welt. Als ich 15 Jahre alt war, regnete es eines Tages kochend heißes Wasser. In diesem heißen Regen zerschmolz der Palast. Rings um uns entstand ein Ozean von siedendem Wasser. Die Flut riß uns fort, und nur mit unsäglicher Mühe gelang es uns vieren, das Ufer zu erreichen.“

Bauer: „Sie haben recht, Shâh ji!“

Kaufmann: „Aber als wir uns dort umsahen, befanden wir uns zu unserer größten Verwunderung in einer Küche. Entgeistert starrte uns die Köchin an. Wir versuchten es ihr klarzumachen, daß wir keine Gespenster, sondern lebende Menschen wären. ‚Schöne Menschen das,‘ sagte sie, ‚aus diesem kochenden Kessel herauszuspringen und mir einen solchen Schreck einzujagen!‘ Wir baten sie um Verzeihung und sagten: ‚Nicht mit Absicht sind wir in den Kessel geraten. Seit 15 Jahren wohnten wir in einem prächtigen Palast in dem Bauch einer Mücke.‘ Kaum hatte die Köchin dieses vernommen, als sie ausrief: ‚Ha, jetzt entsinne ich mich. Vor fünfzehn Minuten stach mich eine Mücke. Hier sehen Sie noch die Stelle. Als mich der Stich sehr schmerzte, drückte ich etwas Blut heraus, und ein Tropfen davon fiel in den Kessel. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie mit Ihrem Schloß in diesem Tropfen waren.‘ ‚Liebe Frau,‘ sagte mein Vater, ‚nun können wir uns erklären, wie wir unfreiwillig in den Kessel gekommen sind, und nach dem, was Sie gesagt haben, wären unsere 15 Jahre Ihre 15 Minuten.‘ Ich hatte also in 15 Minuten eine solche Kraft und Größe erlangt. Heute bin ich 25 geworden, aber in Wirklichkeit bin ich bloß 10 Jahre alt.“

Bauer: „Ganz richtig, Shâh ji!“

Kaufmann: „Als wir aus dem Bauch der Mücke heraus waren, erfuhren wir, daß wir uns in einer ganz anderen Gegend befanden, in dem Ort nämlich, wo wir jetzt wohnen. Mein Vater, der früher Minister war, machte hier ein Geschäft auf, und ich unterstützte ihn bei der Arbeit. Meiner Mutter, der Prinzessin, bekam das hiesige Klima nicht. Ihr Tod war ein sehr harter Schlag für meinen Vater. Er hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu überwinden. Nach seinem Ableben übernahm ich die Leitung des Geschäfts, und Sie wissen ja sehr gut, Chaudhri ji, zu welcher Blüte ich es gebracht habe. Das ist meine Geschichte; nun erzählen Sie bitte die Ihrige, Chaudhri ji!"

Bauer: „Shâh ji, Ihre Geschichte ist vollkommen wahr. Hören Sie nun die meinige an, welche an Wahrheit der Ihrigen sicher nicht nachsteht. Mein Urgroßvater war der reichste Bauer im ganzen Dorf. Er war nicht nur schön und stattlich, sondern auch sehr gebildet und intelligent. Er war überall sehr beliebt. Den Bedrängten stand er immer bei. Den anderen Bauern des Dorfes half er im Notfall mit seinem eignen Vieh und Arbeitskräften. Brachen Streitigkeiten unter ihnen aus, so wandten sie sich vertrauensvoll an ihn. Er verlangte niemals materielle Belohnung für seine Mühewaltung. Der König schätzte ihn sehr und überhäufte ihn mit Ehrungen. An Körperkraft stellte er Bhîm und Rustam in den Schatten, infolgedessen wagte keiner, ihm in die Quere zu kommen."

Kaufmann: „Sie haben ganz recht, Chaudhri ji!"

Bauer: „Einmal wurde unser Dorf von einer entsetzlichen Hungersnot heimgesucht. Kein Tropfen Regen fiel vom Himmel. Alle Teiche, Brunnen und Flüsse waren ausgetrocknet. Es gab kein Futter. Das Vieh starb nur so hin. Als mein Urgroßvater das sah, rief er alle Bauern zusammen und sagte: ‚Liebe Brüder, ich möchte euch einen Vorschlag unterbreiten, der uns sicher die gewünschte Rettung bringen wird. Ich bitte euch, stellt mir alle eure Felder für ein halbes Jahr zur Verfügung. Ich werde sie anbauen, und ihr werdet sehen, daß bald eine reiche Ernte daraus entstehen und alle unsere Sorgen verbannen wird.' Die Bauern willigten ein. Mein Urgroßvater dankte herzlichst und rüstete sich zur Arbeit. Mit einem Ruck hob er das ganze Dorf auf seinen Kopf."

Kaufmann: „Ganz richtig, Chaudhri ji!"

Bauer: „Mit dem ganzen Dorf auf dem Kopf ging er von Ort zu Ort auf die Suche nach Wasser. Er wanderte durch die ganze Welt. Wo er den Regen herunterprasseln sah, dort füllte er die Felder mit Wasser. Sechs Monate lang währte diese aufregende Jagd. Danach wurden die Felder beackert. Die Ernte war wider Erwarten groß. Die Weizen- und die Maispflanzen erreichten eine solche Höhe, daß sie fast den Himmel berührten."

Kaufmann: „Sie haben recht, Chaudhri ji!"

Bauer: „Jedes Weizen- und Maiskorn war so groß wie Ihr Kopf."

Kaufmann: „Ganz richtig, Chaudhri ji!"

Bauer: „Scharenweise strömten die Menschen aus den Nachbardörfern zu meinem Urgroßvater, um Getreide zu kaufen."

In diesem Augenblick hatten der Bauer und der Kaufmann die Stadt erreicht. Der Bauer fuhr mit seiner Geschichte fort.

Bauer: „Ihr Urgroßvater lebte zu dieser Zeit in sehr dürftigen Verhältnissen. Mein Urgroßvater erbarmte sich seiner und gab ihm eine Stelle als Getreideverkäufer."

Kaufmann: „Sie haben recht, Chaudhri ji!"

Bauer: „Den ganzen Tag mußte Ihr Urgroßvater Getreide wiegen. Leider zeigte er kein großes Geschick dazu, denn er wog manchem zu viel und manchem zu knapp zu. Die Folge davon war, daß er mehrmals die derbe Hand meines Urgroßvaters zu spüren bekam."

Kaufmann: „Ganz richtig, Chaudhri ji!"

Um diese Zeit waren die beiden vor dem Laden des Bankiers angekommen. Sie begrüßten ihn und setzten sich. Der Bauer entschuldigte sich für einen Augenblick bei dem Bankier und sprach zu dem Kaufmann weiter.

Bauer: „Als alles Getreide verkauft war, hatte mein Urgroßvater für Ihren Urgroßvater keine Verwendung mehr, so entließ er ihn. Unglücklicherweise geriet Ihr Urgroßvater wieder in sehr große Not. Er kam zu meinem Urgroßvater und bat um ein Darlehen von 100 Rupien. Weitherzig, wie mein Urgroßvater war, lieh er ihm sofort die gewünschte Summe."

Kaufmann: „Sie haben vollkommen recht, Chaudhri ji!"

„Ihr Urgroßvater," sagte nun der Bauer mit ziemlich lauter Stimme, so daß es auch der Bankier hörte, „hat diese Schuld nie abgetragen."

Kaufmann: „Sie haben recht, Chaudhri ji!"

Bauer: „Und weder Ihr Großvater noch Ihr Vater haben das Versäumte nachgeholt."

Kaufmann: „Ganz richtig, Chaudhri ji!"

Bauer: „Auch Sie haben bisher diese Schuld nicht getilgt."

Kaufmann: „Sie haben recht!"

Bauer: „Nun sind jene 100 Rupien im Laufe von 50 Jahren durch die Zinsen zu der Summe von 1000 Rupien angewachsen. Also Sie sind mir 1000 Rupien schuldig!"

Kaufmann: „Sie . . . haben . . . recht!"

Bauer: „Sie haben nun vor meinem Bankier diese Schuld anerkannt. Seien Sie bitte so gut und überweisen Sie ihm diese Summe so bald wie möglich, damit mein Grundstück mir erhalten bleibt!"

Der Kaufmann saß wie vom Donner gerührt da. Er konnte nichts mehr ableugnen, denn er hatte die Schuld vor einem Dritten zugegeben. Stellte er die Aeußerungen des Bauern in Abrede, so mußte er diesem, wie verabredet, 1000 Rupien Strafe zahlen, und bezeichnete er sie als wahr, mußte er dieselbe Summe an den Bankier zahlen. In jedem Falle hatte der schlaue Bauer gewonnenes Spiel. Schweren Herzens zog endlich der Kaufmann seine Börse und händigte dem Bankier 1000 Rupien aus.

„Shâh ji," bemerkte der Bauer beim Abschied, „wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Sie haben recht!" sagte der Kaufmann und stürzte fort.

# PRIVATBIBLIOTHEK

Von

*VICTOR MANHEIMER*

Zu den Paradoxien unserer Zeit gehört ein merkwürdiger Widerspruch („es lebt, denn es widerspricht sich," pflegte der alte Van Vischer zu sagen). Die Dichtung wird immer zerquälter, verkrampfter, immer unnotwendiger und unproduktiver, und in umgekehrtem Verhältnis zu diesem Niedergang des literarischen Niveaus steigt das Interesse für das Buch, und zwar vor allem für das alte Buch, dessen Reize immer stärker, namentlich auf die jungen Menschen unserer Zeit, wirken, so daß sich aus der kleinen Bibliophilensekte der vorigen Generation eine große und sich täglich noch vergrößernde Glaubensgemeinschaft entwickelt hat. Damit hängt zusammen, daß einigermaßen wichtige Privatbibliotheken nunmehr auch in Deutschland eine halböffentliche Angelegenheit geworden sind, und daß man für Büchersammlungen ein Interesse zur Schau trägt, wie man es bis vor kurzem nur für Bildergalerien und Sammlungen kunstgewerblicher Dinge übrig hatte. Man kann ruhig sagen, eine große Privatbibliothek, die sich nicht etwa vor der Welt verschließt, hat einen unsichtbaren Stern im Bädeker der öffentlichen Meinung bekommen.

Wie für alles im Leben, gibt es auch für die Besichtigung von Bibliotheken eine gewisse Technik, die den meisten Besuchern natürlich nicht geläufig ist. Die vielen Bücher machen sie daher leicht verlegen. Angesichts einer zunächst nur als solcher bestaunten Quantität versuchen sie, ihren etwas dumpfen Respekt durch Fragen, Interjektionen oder allgemeine Wendungen abzureagieren, sie möchten sich gegen einen Eindruck wehren, für dessen Bewältigung ihnen präzise Begriffe nicht zu Gebote stehen, um aus dem Chaos der Büchertitel einen geistigen Kosmos zu gestalten. Der Sammler beobachtet diese Besucher, sammelt ihre Aeußerungen und hat bald heraus, daß immer dieselben Fragen gestellt, immer dieselben Redensarten hervorgebracht werden, daß die unzähligen Individuen, die im Laufe der Jahrzehnte an seinen Bücherregalen vorbeidefilieren, auf wenige Typen zu reduzieren sind.

Die meisten fragen: „Haben Sie alle Bücher gelesen?" Worauf ich mir angewöhnt habe, die Antwort zu geben: „Ebensowenig wie *Sie* das Konversationslexikon durchgelesen haben." Der Zahlenamerikanismus regiert die Köpfe, und so lautet die zweite Frage zumeist: „Wieviel Bücher haben Sie nun eigentlich alles in allem?" (Man läßt sich eine fünfstellige Zahl nennen und hatte natürlich mehr erwartet oder weniger.) Die Damen wünschen zu wissen, ob und von wem und wie gründlich Staub gewischt wird, die Naiven, ob ein Buch desto wertvoller wird, je zerfetzter und schmutziger es aussieht (sie haben zumeist eine alte Bibel, die sicher schon zweihundert Jahre alt und so defekt ist, daß sie einmal einen Buchhändler fragen werden, was er gutwillig dafür zahlen möchte). „Wo treiben Sie nur alle Ihre Bücher auf?" Bei dieser Gelegenheit kommt es zu wichtigen Hinweisen auf die Existenz von Antiquaren, Katalogen und Versteigerungen. Die Geschäftsleute fragen, wenn auch meistens nur mit den Augen: „Was ist der ganze Kram wert?" Eine gute Ablenkung von der Sache selbst bedeuten technische Fragen: „Von welcher Firma beziehen

Sie die Kapseln für Ihren Katalog, sind die Kapseln ein neues Patent? Erklären Sie doch, bitte, den Mechanismus."

Die Antiquare zerfallen, soviel ich sehe, in zwei aufs strengste voneinander geschiedene Gruppen. Die einen triumphieren: „Das haben Sie bei mir gekauft", um dann zu stöhnen: „Aber viel zu billig habe ich es Ihnen gelassen", und die anderen sagen gar nichts, sondern ziehen das Notizbuch heraus und notieren sich, was sie *nicht* sehen, um zur Schließung der Lücken am nächsten Tage eine Offerte freibleibend ins Haus zu schicken. Die Sammler sehen sich entweder nur die Bücher an, von denen sie ebenfalls ein Exemplar besitzen. „Das habe ich auch, aber natürlich in Ganzleder und mit breiterem Rand", und möglichst beiläufig: „Ich habe es in einer Leihbibliothek für fünfzig Pfennig gekauft. Nicht teuer, was?" Oder aber sie sehen nur die Stücke, die sie selbst noch nicht besitzen, und je nach Temperament werden sie blaß, zynisch oder aggressiv. Aber die Sammler von der Nachbarfakultät verachten alles in Bausch und Bogen, und um den sie führenden Kollegen über diese Verachtung hinwegzutäuschen, ergehen sie sich in eingehenden Schilderungen ihrer eigenen Sammlung, die wie eine Fata Morgana am Horizont einer trostlosen Wüste aufleuchtet. Am leichtesten machen es sich die Enthusiasten, denn für sie ist alles fabelhaft oder herrlich, und dann gehen sie zu einem Thema über, das ihnen besser liegt. Da war neulich eine Dame bei mir, die fiel von einem Paroxysmus in den anderen. „Nein, das ist ja unbeschreiblich. *Noch* mehr Bücher? Das habe ich nicht für möglich gehalten. Und *noch* ein Schrank und *noch* ein Zimmer: Unglaublich!!! Und immer mehr . . . Das ist bei Ihnen — wirklich *wunderschön,* diese vielen Bücher, sooo schön" — und sie suchte nach dem richtigen Wort — „wie in einer Buchhandlung."

H. Bieling

Der wahre Kenner und Liebhaber aber versucht, sich die Idee einer Sammlung, wenn sie eine Idee hat, klar zu machen, immer lernend (denn aus jeder Sammlung kann er lernen, wenn auch manchmal nur, wie er es nicht machen wird). Er nimmt ab und zu ein Buch aus dem Regal, streichelt es mit vorsichtigen Fingerspitzen und, nachdem er es angeblättert hat, stellt er es wieder fast zärtlich an seinen Platz. Wenn er etwas zu sagen hat, so gibt er scheinbar trocken eine sachliche Anmerkung, aber er hat auch den Mut, zu schweigen, wo er liebt und vermöge seiner Liebe den geliebten Gegenstand vielleicht realer besitzt als der Besitzer selbst, der jetzt seinerseits ins Reden gerät, statt an das Sprichwort zu denken, das er sich immer gegenwärtig halten sollte, weil er es zu selten beherzigt: „On ne parle pas du lit."

Andreas Achenbach, Künstlerfries im „Malkasten“ zu Düsseldorf

# BERLINER KARNEVAL VOR FÜNFZIG JAHREN

Von

*LUDWIG PIETSCH (Vossische Zeitung 25. Februar 1873)*

Auf dem großen Künstler-Karnevalsfest jedes Jahres sind seine Besucher versucht gewesen, sich zu sagen, daß dies letzte das schönste war und von keinem künftigen mehr übertroffen werden könnte. Und doch sahen wir sie alle mitsammen weitaus durch das diesmalige überboten, wie glänzende Erinnerungen auch die vorangegangenen hinterlassen haben mochten.

Vom feierlichen Ernst und dem hochpoetischen Stil des vorjährigen Festes sollte diesmal gänzlich abgegangen und mehr wie jemals sonst die Menge der Gäste selbst zum Mitspielen aus der bloß genießenden Zuschauerrolle hineingezogen werden.

Zu diesem Zweck erklärte man kurz und gut den Saal des Konzerthauses zum Markusplatz und das Fest, in seinem ersten Teil wenigstens, als Karneval von Venedig.

Der Eintretende, welcher die doppelte Prüfung seiner Karte durch den Türhüter und seiner Person durch die grimmen Landsknechte bestanden hatte, denen hart an der Türe ihre Wacht- und Zechstube eingerichtet war, sah sich durch die geschickte und phantasiereiche Dekoration des Saales in eine völlig poetische und zugleich an die schönste ferne Wirklichkeit anklingende Welt versetzt. Unterhalb der Decke hingen von einer Decke zur anderen seines weiten Raumes schwere üppige Kränze, aus lebendigem Grün und phantastischen Blumen gebunden, hinüber. Dort aber, am Ostende des Saales, wo sich sonst die Orchesternische zeigt, bot sich ein herrlicher Anblick. Vom Saal aus stieg dort die echte leibhaftige Riesentreppe des Dogenpalastes aufwärts mit den beiden Marmorgiganten auf ihren oberen Wangenpfeilern. Oben aber zeigte sich eine reiche Bogenarchitektur, nud zwischen den Pfeilern derselben sah man mehr in der Tiefe die Löwensäule der Piazetta aufragen in die blaue Frühlingsluft, und weithin zum Horizont die silberbläuliche Flut der Lagune schimmern, aus der sich, wie in den zarten Duft des schönsten venezianischen Apriltages gehüllt, die wundervolle Silhouette von San Giorgio Maggiore erhob.

Aber all diesen lockenden Schauspielen wurde die gefährlichste Konkurrenz durch die von 7 Uhr an massenhaft in den Saal einströmenden Festgenossen

selbst bereitet, durch die lebensvollen, charakteristischen, verrückt-phantastischen, toll-humoristischen, malerisch-schönheitsreichen, historisch und national echten Gestalten und Gruppen. An der Masse des Besten darunter und an der Vielgestaltigkeit der Erscheinungen muß der Versuch einer Schilderung der außerordentlichsten fast erlahmen. Jedes Verweilen bei dem einen Bilde, das des Beschauers Blick durch seine Pracht, seine ungeheuerliche Komik oder die sinnigste Erfindung für Minuten fesselt, beraubt ihn damit gleichzeitig auch wieder des Genusses, einer Menge von anderen gleich sehenswerten froh zu werden, welche sich in jedem Augenblick kaleidoskopisch bildeten, zusammenschossen, in Farbenglanz und brillantem Witzfeuer aufsprühten, um sich wieder in ihre Elemente aufzulösen und sich zu neuen Gruppen zusammenzufügen. Aber unmöglich wurde es gemacht, die Krone der Schönheit und des Gelingens nur e i n e r Gestalt oder einer zusammengehörigen Gruppe zu erteilen. Selbst vom Anblick des wundervollen Zigeunerzuges mußten doch wieder neue Erscheinungen ablenken. Zum Beispiel jener wandelnde Baumstamm, in dessen oberem Astloch eine Eule nach vorn heraus, ein Füchslein nach hinten zutraulich nisteten, ihre immer bewegten nickenden Köpfchen zeigten, während auf den hochragenden Aesten Krähen und allerlei kleines Getier sein Wesen trieb und in den tieferen Regionen der Schattenseite ein weißes Kaninchen es sich in den, durch ein naturgeschichtliches Wunder gerade dort herauswachsenden Kohlköpfen behaglich machte. Und auch Wunder wie dieses wurden wieder und nicht bloß im buchstäblichen Sinne des Wortes zurückgedrängt durch Aufzüge wie die der frumben Landsknechte, die echt und wirklich wie aus den Blättern von Hans Burgkmair „Maximilians Zug" in diesen Saal getreten schienen. Von den ungeheuren Federbaretten die bärtigen Gesichter beschattet, gepufft und geschlitzt vom Hals bis zum Knie, farbenprächtig, bunt und stahlblitzend, die Partisane über der Schulter, Dolch und Schwert an der Seite und vor dem Leibe, schritten sie mit breitgestellten Beinen in langer Kolonne durch den Saal, Hauptmann, Tambour und Fähndrich voran, hinten nach mit dem pluderhosigen Frauenwaibel die gemeinsame stattliche Marsch- und Zeltgenossin (die e i n e hier mußte für die ganze Gattung genommen

Picasso

werden; und gewiß, sie sah danach aus, als ob sie es könnte) mit blondem Haar und heißen Augen, die überschwengliche Fülle von Brust und Nacken ins rote Mieder geschnürt, um Hüften und Leib den gelbseidenen Rock.

Aber auch noch andere Damen dieses Markusplatzes neben den geschilderten erregten die gerechte Bewunderung. Jene goldlockige Lavinia, jene schlanke und reizende junge Patrizierin von 1520 mit dem breiten Barett, dem gelbseidenen Mieder und Schleppgewand, jene riesenhaft in die Breite gegangene, antik drapierte, vollbärtige schöne Helena, deren Umfang noch weit über die Dimensionen des un- oder aufgeschnürten Fräulein Geistinger hinausgegangen sein dürfte; die sechs Fuß hoch gewachsene britische Amazone im untadligen Reitkostüm; und ein halbes Dutzend von vielversprechenden, kräftigen Landammen aus dem Schwarzwald. Einer derselben war sogar, auf Verwendung humaner oder kinderreicher und kinderfreundlicher Vereinsväter, ausnahmsweise die Vergünstigung geworden, ihren geliebten Säugling, welcher nicht bloß Zähne, sondern längst schon die dichtesten Haare über denselben bekommen hatte, sauber gewickelt in Steckkissen und Kinderwagen mitzubringen und über den Markusplatz zu karren. Die reinste künstlerische Befriedigung wurde dem dafür empfänglichen Auge aber zweifellos durch die große Zahl der allerschönsten und echtesten Figuren des Orients, wie der Jahrhunderte der Renaissance. Vollendeter Geschmack, praktisches Talent in der Herstellung und das zur Hand liegende, in den Ateliers reichlich zerstreute echte Material jeder Art hatten hier Erscheinungen entstehen lassen, bei deren Anblick nur der Gedanke des kurzen, höchstens zwölfstündigen Lebens einen wirklichen Schmerz in den Genuß über das, was sie dem künstlerisch gebildeten Sinn wie dem naivsten Auge boten, mischen mußte.

Ich muß aber schweigen von einer Menge des Schildernswerten hier unten im Saal. Habe ich doch noch nichts von dem historischen Verlauf des eigentlichen Festspiels selbst, von der strikten Ausführung des reichsten Programms berichet.

Es dauert wohl zwei Stunden, bis auf eine neue Ansprache des Dogen und nach seinem feierlichen Umzuge durch den Saal — wobei er im Thronsessel hinter den voranschreitenden Wachskerzenträgern getragen ward — der Markussaal sich leert, der Karneval sich in den Vorsaal und den Tunnel flüchtet, um Raum zu geben für die Verwandlung der Szene in den Speisesaal für 600 hungrig gewordene Tafelgenossen. Unten ging die fröhliche Tollheit ihren Lauf, nur in noch lebhafterem Tempo, weiter. Der Leierkasten des Tingeltangel und der Zitherklang und der echteste Jodler der biederen spitzhütigen, kniehosigen, wadenstrümpfigen Söhne der „deutschen Berge", des Menschenfressers Schauerballade erklangen durch den heißen, von Menschen und Qualm erfüllten Raum. „Aujust", der schreckliche und doch so kindlich fröhliche Sozialdemokrat, der, so schien es, im Kampfe gegen die fluchwürdige Bourgeoisie und die Schergen ihrer Tyrannei ein halbes Auge, die Unterhälfte seiner Rockschöße, die Integrität seiner Bein- und Fußbekleidung eingebüßt und sein braves ehrliches Gesicht gleichzeitig mit der heiligen Farbe der Freiheit und mit dem Sechserchampagner des weißen Sklaven, dem Traubenblute Gilkas, höher koloriert hatte, wurde hier bald der allerdings ziemlich schwankende und oszillierende, glorreiche Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

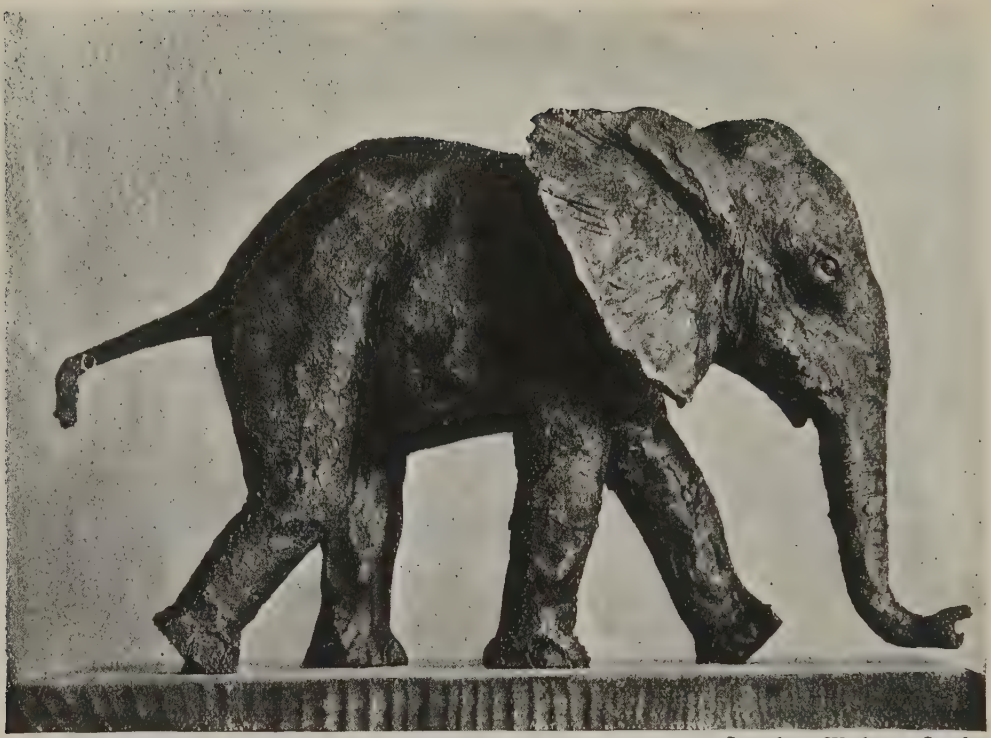
In einem etwa 1½ Stunden währenden Zauberschlag war die Wandlung des Saales oben indes vollzogen, die Gigantentreppe verschwunden. An ihrer Stelle dort kündete ein verhüllender Vorhang die inzwischen errichtete Bühne für das

Photo Galloway

Straße in Shanghai mit den landesüblichen Rikschas

Photo Graudenz

Schienengewirr einer modernen Bahnhofseinfahrt



Sammlung Workman, London

Renée Sintenis, Junger Elefant (Bronze)

Ernesto de Fiori, Liegendes Mädchen. Gartenfigur für Villa Jeidels, Wannsee

Renée Sintenis

Ernesto de Fiori

Aus dem Film „Schaffende Hände" des Instituts für Kulturforschung, Berlin

Eva und Hans Aufseeser

Bauhauskapelle in Dessau

Festspiel des Abends: „Die Entstehung der Pyramide", mit einem Vorspiel, „traurige Burleske von Conrad Dielitz (bei einer solchen Dichtung darf man den Namen des Autors ja wohl nennen) mit lebenden und toten Bildern, Gesang und Tanz" an.

Der Inhalt dieses höchst merkwürdigen ägyptisch - berlinisch - kalauischen Dramas (von dem sangeskundigen Mitgliede, dem wir hauptsächlich auch die Malerei, die prächtigen Dekorationen verdanken, meisterhaft inszeniert) ist kurz der, daß Pharao Schafra VII. die Hand seiner Tochter Amoritis demjenigen verheißt, welcher für seinen bereits vor acht Jahren gestorbenen Erstgeborenen (das Bild Alma Tademas veranschaulichte transparent und gleichsam retrospektiv dies weit zurückliegende Ereignis) das würdigste und imposanteste Grabmal zu türmen vermöchte. Die schöne ägyptische Königstochter liebt den armen Nilfischer Hechtnepf. Diese Liebe macht sie und ihn erfinderisch. Er ersinnt den Pyramidenbau, und die letzte Szene zeigt uns Richters Bild in lebendig bewegter und getreulich kopierter, oft auch bengalisch beleuchteter Wirklichkeit und die Krönung der Wünsche des glücklichen Paars durch den an seinem Königswort nicht drehenden und deutelnden Vater Pharao. Mit diesem Umriß allerdings hat kein Leser, der nicht Zuschauer gewesen, eine Vorstellung von der Schönheit und dem Humor der einzelnen Szenen gewonnen. Zwei erscheinen mir besonders genial erfunden: Jene, wo Amoritis ihrer braunen Zofe Delta den Brief an den glücklichen Fischer, der ihm ihr Kommen zum Stelldichein für den Abend ankündigt, diktiert, damit sie die Botschaft, ich denke in demotischer Sprache, in einen großen Ziegelquader graviere, und sich bei diesem liebenden Diktat mit ihrer Getreuen des Mozartschen Briefduetts aus dem „Figaro" treulich bedient; dann die andere, wo jener verstorbene Erstgeborene infolge der ägyptischen Seelenwanderung in Gestalt eines Krokodils ans Nilufer gekrochen kommt und seine liebende Schwester ihn wohl an der Stimme erkennt und herzlich liebkost, sich aber doch nicht der Bemerkung entschlagen mag: du hast dich doch sehr verändert.

Jenes Schlußtableau des Pyramidenbaus krönte herrlich das Ganze, als die Uhr bereits auf fünf wies. Von besonderen Gaben wurde der bereits so reich beschenkten Versammlung im Saal noch eine Wiederholung des unsterblichen nie genug gehörten Rizzioliedes Stettenheims geboten, zu welcher sich der wieder in seine Maskenhülle des Zirkusmusikanten zurückverwandelte glückliche Nilfischer, die ägyptische Königstochter und der Autor des künftigen Berliner Goethe-Monuments auf dem riesigen Pyramidenquader des Richterschen Bildvordergrundes mit Harfe und Laute als sitzendes Terzett gruppiert hatten. Den dauerhaften Festgenossen blieben noch für die Schaubegierde — an sich selbst, für den Durst — in den Kellern und Fässern des Instituts, an Zeit — noch bis zur Morgenfrühe genug, um von dem Kelch dieser harmlosen und reizenden Karnevalsnachtfreuden noch mehrere Stunden zu trinken. Der graue Dämmer des Wintertages färbte bereits des schlummernden Droschkenlenkers sonst so warm getöntes Antlitz bleich wie Romeos am Fuß des Balkons, als wir Letzten ihn mit fröhlichem Guten Morgen zum Beginne seiner unentbehrlichen Sonntagsarbeit ermunterten! Das war das einzige echte und rechte, dafür aber auch vollendet schön gelungene Berliner Karnevalsfest, das diesen Namen verdient, das Maskenfest des Berliner Künstlervereins im Jahre III des Deutschen Reichs, am 22. des Berliner Lasker-Monats.

# BÜCHER-QUERSCHNITT

*HEINRICH ZIMMER, Kunstform und Yoga, im indischen Kultbild.* Frankfurter Verlags-Anstalt, A. G.

Der Verfasser versteht es, uns, die wir gewohnt sind, das Kunstwerk aus Freude am schönen Schein zu sehen, dahin zu führen, die indischen Kultbilder als Behälter einer inneren Schau zu betrachten. Der essentielle Gegensatz zwischen äußerem Sehen und innerem Schauen wird uns klar, indem wir sinnfällig in die Lehre Buddhas eingeführt und zum Miterleben seiner Weisheiten gebracht werden. „Wer die Gottheit außen sucht und sich dabei von der Gottheit im eigenen Herzen entfernt, gleicht einem Manne, der umherstreift, ein Stück Glas zu finden, nachdem er das Juwel, das er in der Hand hielt, weggeworfen hat." Dieser schöne alte Satz gilt von der indischen Kunst. Der griechische Geist sieht in Gott die Allgegenwart aller geistigen Inhalte in idealer Differenziertheit und überträgt die Form dieses Denkens auf das Kunstwerk. Für den Yogi ist Gottheit ein selbstleuchtender Spiegel ohne Bild, reine Geistigkeit, leer, ohne Umriß. Hierin liegt Dissonanz und Konsonanz abendländischer und indischer Kunstform. Denn alle Kunst drängt vom Schein zum Wesen. Das Verständnis des Buches wird ungemein erleichtert durch die vielen Abbildungen. Aus den Augen dieser geruhsamen, von innen heraus verklärten Buddhas kann auch der nicht Eingeweihte etwas von dem Wesen der inneren Schau indischer Kultbilder erraten. *B. B.*

*FR. SCHNACK, Sebastian im Wald.* Verlag Jakob Hegner, Hellerau.

Eine fast simple Begebenheit ist durch einen wirklichen Dichter in die helle Aura der allgemein menschlichen Wichtigkeit gerückt. Ein prachtvolles liebenswertes Buch ist so entstanden. — Wie immer bei Hegner zugleich ein Druckwerk von genießenswerter Vollkommenheit seiner technischen Eigenart. *A. B.*

*ROBERT HEINDL, Der Berufsverbrecher.* Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin 1927.

Auf 560 Seiten, unterstützt von 238 vorzüglichen Illustrationen, gibt der berühmte Kriminalist Heindl sein unerhörtes Material über den Berufsverbrecher bekannt. Gegenüber allen theoretischen Begründungen der einander widersprechenden Strafrechtstheorien, mit denen der Student überfüttert wird, die der Praktiker des Rechts ignoriert und der Laie nicht versteht, kommt hier endlich einer, der etwas vom Verbrecher und der Strafe weiß und zeigt die praktischen Konsequenzen der Strafrechtsprechung, und zwar in allen Ländern. Das wichtige an diesem Buch ist die universale Beherrschung des Stoffes, wenn auch der Ton, in dem manches geschrieben ist, oft unsympathisch genug ist. Aber das Tatsachenmaterial ist autoritär. Nüchterner als die europäischen Versuche, die immer noch von einem sentimentalen Zentrum aus einen sentimentalen Anknüpfungspunkt auch im Berufsverbrecher suchen und eine Sphäre ethisch beeinflussen wollen, die nur von einer sozialen Zwangsgewalt erreichbar ist, hat das australische Recht beim erwiesenen Berufsverbrecher auf jeden Besserungsversuch verzichtet, aber sich entschlossen, sich durch dauernde Abschließung vor ihm zu schützen. Das Sinken der Kriminalität um 50 Prozent nach dauernder Einschließung der Berufsverbrecher hat den Australiern Recht gegeben. Für unser künftiges Strafgesetz dürfte Heindls Buch das wichtigste Material bilden.

*A. B.*

*MORITZ GRAF STRACHWITZ, Ausgewählte Gedichte.* Pontos-Verlag, Berlin.

Zu den schwersten Jugendverlusten der deutschen Dichtung gehört sicher Graf Strachwitz. Seine Bedeutung, Eigenart und Zugehörigkeit zur deutschen Literatur ist von Walther Brecht in der Einleitung kurz und gut gewürdigt. Die kleine Auswahl aus seinen Gedichten zeigt, daß aus seinen romantisierenden Gedanken heute kein Funke mehr springt, der uns entzünden könnte. In den Balladen aber gelang ihm über Zufällig-Zeitliches hinaus genug an Volksliedhaftem und episch heute noch Gültigem. *A. B.*

*MAGNUS HIRSCHFELD, LEO KLAUBER, LEHNERDT, LEVY-LENZ, WERTHAUER, Sexualkatastrophen.* Verlag A. H. Payne, Leipzig.

Es ist mit Büchern, die in guter Absicht über Sexuelles geschrieben werden, allzuoft so, daß sie geradezu anreißerisch und peinlich werden, wo sie nur durch Zurückhaltung wirken könnten. Ueberladen mit Werturteilen und sozialem Sentiment werden solche Werke populärer Sexualbehandlung nur zu Dokumenten für den verklemmten Bürger, und zwar sowohl für den, der sie schreibt, wie für den, der sie liest. Diese Bilder aus dem „modernen Geschlechts- und Eheleben", die die Probleme des geborenen Sexualverbrechers, der Abtreibung, der Prostitution, der venerischen Krankheiten und der unglücklichen Ehen behandeln, vermeiden besonders in den Artikeln von Hirschfeld, Klauber und Werthauer die Gefahr jenes widerwärtigen Aufklärertons, der im Verein mit dem Material meist nur eine umgangene Pornographie bewirkt, wobei zu bedenken ist, daß man hier nur das Direkteste vertragen kann. *A. B.*

*K. TH. PREUSS, Adolf Bastian und die heutige Völkerkunde.* Baeßler-Archiv, Bd. X. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1926.

Zum Gedächtnis an Adolf Bastians hundertsten Geburtstag am 26. Juni 1926 sind einige magere und vor allem auch leider nur dürftige Artikel erschienen, kaum als Denkmäler für diesen genialen Deutschen anzusehen. Ahnungslosigkeit und Mißverstehen überwindet einzig diese glänzende Arbeit des großen Ethnologen Preuß, der nach einer Würdigung Bastians als Begründer seiner Wissenschaft im ganzen Sinn und Umfang mit Bastians psychologischem Theorem die neue Kulturkreislehre als wissenschaftgeschichtliches Gedankengebäude verbindet. Wer Bastian liest, sieht in ihm die Klugheit des guten Europäers verschmolzen mit der umfassenden Kenntnis des Polyhistors, zugleich jene wissenschaftliche Grundeinstellung, die noch nicht einmal heute restlose Geltung gefunden hat. Die sachlich unsentimentale, vorurteilsfreie Betrachtung, und gerade diese im Ursinn „neue Sachlichkeit" Bastians, ist der Grund für seinen Schreibstil, der sternheimisch 50 Jahre vor Sternheim ist, weil es ihm nur um die Sache, die Plastik der zu vermittelnden Anschauung ging. *A. B.*

*AL JENNINGS, Räuber und Poet.* Verlag Dieck & Co., Stuttgart.

Der Untertitel „Menschenschicksale im Schatten des Gesetzes" ist etwas weinerlicher als der Stil des ausgezeichneten Buches verträgt, das ein Wildwestschicksal vom Aufstieg aus dem Proletariat über den Umweg als Eisenbahnräuber, Zuchthäusler zum wieder arrivierten Bürger verfolgt. Die Gefängniskapitel sind ungeheuerlich. Hier spielt sich das interessante Zusammentreffen zwischen Al Jennings und Williams Sidney Porter ab, der als „O. Henry" Amerikas berühmtester und genialster short story-Verfasser wurde. *A. B.*

*ANTON MAYER, Peregrinus Windesprang,* Roman. Horen-Verlag, Berlin.

Auf dem Umschlag dieses Romans mit dem merkwürdigen symbolischen Heldennamen steht: „Man wird den Peregrinus Windesprang als den ‚Grünen Heinrich' unserer Zeit erkennen und lieben. Dieser Roman wird sich den bleibenden Offenbarungen unserer Gegenwart zugesellen." Dieses stimmt. Nur ist der „Peregrinus Windesprang" nicht so langweilig wie der „Grüne Heinrich".

*A. B.*

*HANS MERSMANN, Mozart.* Verlag Julius Bard.

Eine stilkritische Auseinandersetzung weniger mit Mozart als mit der Zeit Mozarts, mit dem Jahrhundert, an dessen Ende die große Revolution lauert. Nicht leicht, nach Hermann Abert über Mozart zu schreiben, sich von jenem Vorbild freizumachen. Auch der Hermeneutiker Hermann Kretzschmar lugt zwischen den Zeilen hervor, so wenn Mersmann bei fallenden Septimen der Hoboen das Empfinden des „Ueber-das-Haar-Streichens" hat oder bei dem Hauptthema der B-dur-Sonate (Koechel 378) „tiefe Entsagung" herausliest. Die Lektüre des Buches wird erschwert durch die Seltsamkeit des Ausdrucks. „Flächenbindung, Wechselfläche, Ablaufsfläche, geschlossene, zerbrochene, verschmelzende Fläche, Beziehung der Teilfläche, flächige Kraft des Jahrhunderts, Gespaltenheit der Atmosphäre". Auch die Wahl der Bildbeigaben ist nicht glücklich. Die an sich schönen Zeichnungen stehen mit dem Thema in einem zu losen Zusammenhang. *B. B.*

*AUSSENSEITER DER GESELLSCHAFT. Die Verbrechen der Gegenwart.* Herausgegeben von Rudolf Leonhard. Verlag Die Schmiede, Berlin.

So sehr die kriminalistische Tatsachensammlung des alten und des neuen Pitaval heute wichtig ist und wichtig genug genommen wird, so ist heute nur eine individuell analysierende Darstellung möglich, die den Verbrecher als Menschen berücksichtigt, nicht das Verbrechen als Faktum mit bestimmten Tatbestandsmerkmalen. Die Bedeutung von Rudolf Leonhards Herausgebertätigkeit kuminiert im Einzelwerk jeder einzelnen Analyse und dem dokumentarischen Wert der ganzen Sammlung. Ohne auf die vielen Einzelbände hier eingehen zu können, bleibt doch zu sagen, daß gleich zu Anfang zwei Werke stehen, deren stilistische Gegensätzlichkeit die beiden äußersten Möglichkeiten der Kriminaldarstellung aufzeigt: Alfred Döblin, Die beiden Freundinnen, und Egon Erwin Kisch, Der Fall Redl. Alles andere und Spätere ist Mischung, zum Teil sehr glückliche, aus den besten Möglichkeiten der Individualpsychologie und der Reportage. *A. B.*

*IGNATZ STRASSNOFF, Ich, der Hochstapler Ignatz Strassnoff.* Verlag Die Schmiede, Berlin 1926.

Er hat eine Reihe von Leuten hochgenommen, die sich für sozial immun hielten, weil sie glaubten für so allgemein wichtig gehalten zu werden, wie sie sich selber nahmen. Strassnoff — kriminalistisch gesprochen ein gewerbs- und gewohnheitsmäßiger Betrüger — war mit Skepsis genug gesättigt, um diese soziale Anerkennung auf sich selbst anzuwenden, Rollen bürgerlichen Anerkenntnisses durchzuproben und Personen vorzutäuschen, deren Würde man für unnachahmlich hielt. Schließlich ein Hauptmann von Köpenick von Beruf und deshalb mit Avancement. Er nahm das gesellschaftliche Miteinanderleben als Pokerpartie und bluffte ohne Einsatz. Die Bluffs sind weniger interessant durch Strassnoffs Schlauheit, als amüsant durch die Dummheit der Geblufften. Nach einem radikalen Reinfall soll er heute ein braver Bourgeois geworden sein. *A. B.*

*JPEK, Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1925.* Herausgeber Herbert Kühn. Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Der Herausgeber will eine selbständige prähistorische und ethnographische Kunstgeschichte konstituieren und versammelt zu dem Zweck namhafte Gelehrte aller Zungen mit Beiträgen zu diesem sehr gut ausgestatteten und illustrierten Buche. Es wäre interessant zu erfahren, wie sich die ausländischen, insbesondere die französischen Forscher hier in der Gesellschaft ihrer deutschen Kollegen fühlen, z. B. die großen Meister ihres Fachs Henri Breuil und Hugo Obermaier. Solche klaren und besonnenen Köpfe, die die ihrer Wissenschaft gezogenen Grenzen respektieren und einen präzisen, durchsichtigen Stil pflegen, können nicht anders, als die natürliche Abneigung ihrer Nation zu teilen, sich auf den schwankend unsicheren Boden der Spekulation zu begeben. Anders der deutsche Bezirk des Buches Jpek. Da ist man plötzlich in einer anderen, sozusagen nicht mehr europäischen Welt. Keine Grenze gilt, kein Umriß ist scharf. Alles schwimmt. Schon in seiner Einleitung fährt der Herausgeber mit vollen Segeln aufs hohe Meer der Spekulation. Die Künstler der Vorgeschichte haben, so stellt er fest, zwei Stile ausgebildet, den sensorischen und den imaginativen. Die höchste Entfaltung des Imaginativen ist das Krystallinische und weiter „Im Magdalénien hat die Umrißlinie alle Kraft verloren, die Bewegung wird gesucht, das Spielen des Lichts, das Gleitende": also eiszeitlicher Impressionismus und Höhlenfuturismus. Daneben gibt es noch einen konsumtiven und einen produktiven Stil, je nachdem die Wirtschaftsform des betreffenden Urvolks gerichtet ist. Denn Kunst ist Wirtschaft! Der Hamburger Gelehrte Th. W. Danzel dagegen, der eine „Psychologie altmexikanischer Kunst" beiträgt, statuiert dort einen „statischen und einen dynamischen Kunsttypus". Gelegentlich einer „statischen" Steinskulptur, eines Heulwolfs, fällt ihm Mantegna ein, „der als einziger späterer Meister ähnliche Tendenzen in seinem Formwillen zum Ausdruck gebracht hat". Als allgemeine Definition der Kunst stellt er auf „Beziehungsausgleich zwischen Bedeutung und Erscheinung". Erstaunlich, daß eine so klare, unmittelbar einleuchtende Sache nicht schon längst gefunden werden konnte!

Ueber den Wassern dieses Buches scheint als spiritus rector Leo Frobenius zu schweben, dessen „Wagerechte der mediterranen Kulturbewegung" und sein „chthonisches Kulturpaideuma" unter vielen anderen Zitaten mit Betonung angeführt werden. Das A. van Scheltemasche Buch „Nordische Kunst" wird dahin besprochen, daß „bei den drei Entwicklungsperioden prähistorischer Kunst eine dialektische Umkehrung stattfinde. Das stark logische Gebäude dieses Buches ruhe auf Hegelschen Gedanken".

Die in den angeführten Verlautbarungen sich aussprechende Geistesart und der entsprechende Stil ist bekanntlich durch weite Gebiete neuester deutscher Literatur verbreitet und scheint der speziell und eigentlich deutsche Geist und Stil werden zu wollen.

Goethe sagt einmal, es sei ihm, Kant lesend, als träte er in ein helles Zimmer. Diese neue Art deutscher Literatur ruft mehr den Eindruck eines Literatencafés hervor, voll von blauem Dunst und in den Aschenbechern noch Zigarrenstummel von Hegel. *M. v. W.*

*Das EHRENBUCH FÜR E. R. WEISS* (Insel-Verlag, Leipzig) ist, ein Jahr nach dem 50. Geburtstag des Meisters der deutschen Buchkunst, erschienen.

Es ist ihm gewidmet und enthält literarische Beiträge u. a. von Blei, Hauptmann, Meier-Graefe, Siemsen und graphische Beiträge von Hofer, Orlik und

Walser. Dieses Buch ist aus der Weiß-Antiqua, die hier zum erstenmal ihre Verwendung fand, gesetzt und in der Hausdruckerei der Bauerschen Gießerei gedruckt. Es ist eines der schönsten Bücher, die seit langem in Deutschland erschienen sind. *A. B.*

*In memoriam Oskar Panizza.* Verlag Horst Stobbe, München.

Diese wichtige Veröffentlichung faßt alles zusammen, was über die nihilistisch-geniale Person des unglücklichen Oskar Panizza an wissenswertem Material aufzutreiben war. Einem Lebensgang, geschrieben vom Dekan Lippert, folgen Panizzas Selbstbiographie, Aussagen der Aerzte über seine Geisteskrankheit, Stellen aus den Schriften seiner Mutter, zwei unbekannte Gedichte: „Die geheime Krankheit" und „Der Poet, der umsonst gelebt hat" — schon durch ihre Titel bezeichnend genug — und schließlich eine vollständige Bibliographie. — Bei dieser Gelegenheit sei mitgeteilt, daß in Münchener Privatbesitz eine genial-verrückte, verzerrte und in der Verzerrung grotesk zutreffende Schilderung Wilhelms II. in der Originalhandschrift aufbewahrt wird. *A. B.*

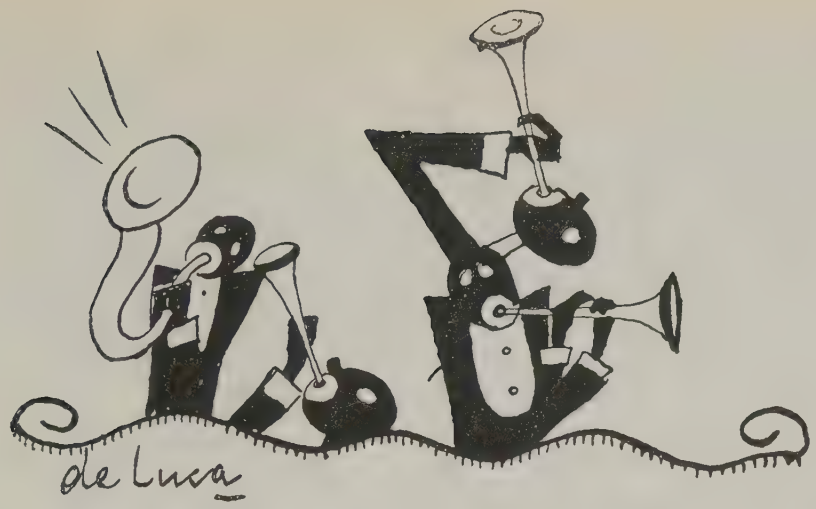
*HENRI BARBUSSE, Kraft.* Verlag Die Schmiede, Berlin.

„Ich blicke auf die dunkle, zerrissene Menschenmasse vor dem Meere. Da sehe ich zwischen zwei schwarzen Gestalten einen Stern, der im Weltenraum strahlt." — Dieser Satz aus dem neuen Buch von Barbusse ist Symbol nicht nur dieses Werkes, sondern eines ganzen Lebens, dem die Bewältigung der Realität durch romantischen Zauber schon gelingt, aber auf einem Niveau, dessen Tiefen trotz Weltenraum und Atomen verschüttet sind. Wodurch verschüttet — dies festzustellen, ist hier nicht wichtig. Jedenfalls ist auf der Hochebene dieser Epik Barbusse die beste Möglichkeit. *A. B.*

*H. M. TOMLINSON, Ästhetische Reise zu den Gewürzinseln.* Kurt Vowinckel Verlag, Berlin.

Vor allem ist hier ein ausgezeichneter Photograph am Werk gewesen. Die zahlreichen, meist ganzseitigen Bilder reizen zu immer neuem Durchblättern. Außerdem ist aber diese Aesthetische Reise nicht etwa eine Poetenfahrt, sondern der Rutsch eines selten lustigen englischen Journalisten nach Celebes und Borneo, der wirklichen Humor hat. Das ist alles so amüsant erzählt (von Paul Fohr übertragen), daß man Lust bekommt, sich dem Mr. Tomlinson auf seiner nächsten Reise anzuschließen. Wenn man aber genug gelacht hat, merkt man auf einmal, daß man nicht nur einem Spaßvogel gefolgt ist, sondern einem wirklichen Dichter, der seine Liebe zu den Schönheiten der Welt schamhaft mit einem fidelen Augenzwinkern kaschiert. *Draco.*

**Aus dem Propyläen-Verlag.** Die große Propyläen-Ausgabe von *Goethes* sämtlichen Werken ist um den *fünfunddreißigsten Band* vermehrt worden, der die Arbeiten und Lebenserzeugnisse der Jahre 1821 und 1822 umfaßt. Keines von den großen, bekannten Werken steht diesmal beherrschend im Vordergrund des Bandes, aber gerade die vielen, vielen kleinen Arbeiten, die er in sich vereinigt, die Aufsätze zur Literatur, zur bildenden Kunst, zur Naturwissenschaft, die Maximen und Reflexionen, die Gedichte geben ein außerordentlich anschauliches Bild von der Weite der Goetheschen Interessen und der Arbeitsfreudigkeit des damals schon über siebzig Jahre alten Dichters.




# MARGINALIEN

## Charleston †, es lebe Black-bottom *)

Von *Riccardo de Luca.*

In der Welt der Tanzfanatiker bereitet sich eine fühlbare Bewegung reaktionärer Strömungen vor. Ueber die tieferen Gründe des bevorstehenden Todes unseres lieben Charleston ist es am besten, sich nicht auf eine einzige Version festzulegen. Was nützen alle Vermutungen, Urteile und Prophezeiungen auf dem Felde des Tanzes? Kaum ist der Charleston bei uns warm geworden — wer könnte es ausdenken —, da kommen die unermüdlichen, erfindungsreichen Neger Amerikas und bescheren der zivilisierten Welt den *Black-bottom*!

Der Black-bottom ist eigentlich kein neuer Tanz . . . Er wird da drüben schon einige Jährchen getanzt, und zwar hauptsächlich von den Negern, die längs des Ufers des Mississippi, genannt „Swannie river", ansässig sind. Diese braven Leutchen, die an den Flußufern wandern und arbeiten müssen, zwingt

der Alltag, ihre Füße in den sumpfigen Schlamm des Ufersandes zu stecken. Dieses Einsinken bewirkt, daß ihr Gang voll wunderlicher Attitüden und Bewegungen ist, die wohl von den grotesken Anstrengungen, bei jedem Schritt den Fuß mit Gewalt aus dem Schlamm zu ziehen, stammen. Es scheint, daß diese durch Jahre und Jahrhunderte hin-

*) Der Black-bottom wird in gewöhnlichem $^4/_4$-Takt getanzt, sein Rhythmus ist langsamer als der des Charleston, aber schneller als der des Blues. Die Musik ist außerordentlich synkopiert.

Zu Haustrinkkuren

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-,Harnleiden(Harnsäure) Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt! Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

durch unbewußt ausgeführten Bemühungen in seltsamer Weise das Gehen und Marschieren dieser Mississippisöhne deformiert haben. Wenn nun solche schlammgewöhnten Naturkinder auf dem Trockenen — nicht sitzen — sondern laufen, so haftet ihren Gehbewegungen immer noch die drollige und forcierte Art des Fußhebens an, die ihnen der Black-bottom ihres Flusses ein für allemal aufgezwungen hat.

Wie man geht, so tanzt man, und es ist daher kein Wunder, daß die charakteristischen Merkmale ihres Ganges auf ihre Tänze übergegangen sind. Es dauerte auch gar nicht lange, bis sich eine berühmte amerikanische Tänzerin, exzentrischer Star der großen Revuen, in diesen Tanz der tieferen Gründe schwer verliebte. Mit Entdeckerstolz setzte sie alles daran, um ihn erfolgreich in New York einzuführen. Die Agonie des Charleston, der bereits in den letzten Zuckungen lag oder vielmehr strampelte, kam ihrem Vorhaben aufs glücklichste entgegen.

Ist es — wenn man den Ursprung des Black-bottom betrachtet — nicht natürlich, daß korrekte Tanzlehrer zum Unterricht ein Gärtchen mieten, dessen Haupteigenschaft ein recht *schlammiger Boden* ist, auf dem der neue Tanz dann in wahrhaft *rationeller* Weise gelehrt wird?

Dieses neue Sorgenkind Terpsichores hat sich in den New-Yorker Gesellschaftskreisen bereits „lieb Kind" gemacht — und so könnten wir wohl prophezeien, daß sein Einzug in die Berliner Tanzsäle nicht mehr von der Hand resp. von den Füßen zu weisen ist — wenn wir Tanzastrologen wären!

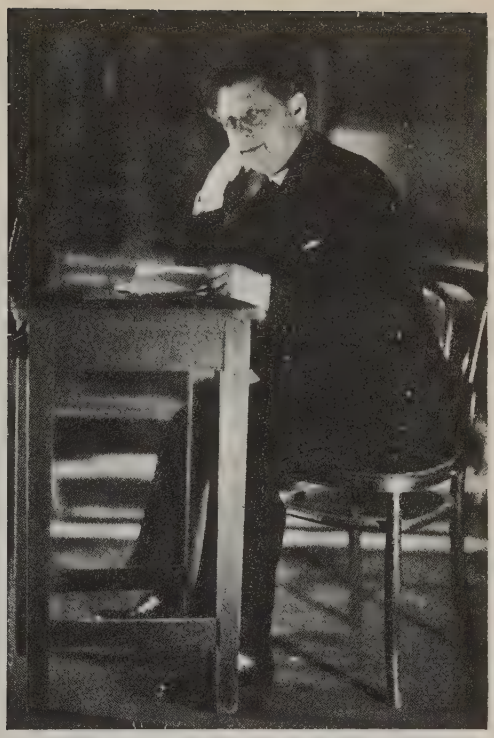
Photo Germaine Krull

Das Künstlerehepaar Sonja und Robert Delaunay in Paris

Robert Schumanns Karneval. Kostüme von A. Arnstam

Das Fest der modernen Frau. Kostüme von Sonja Delaunay

Charell

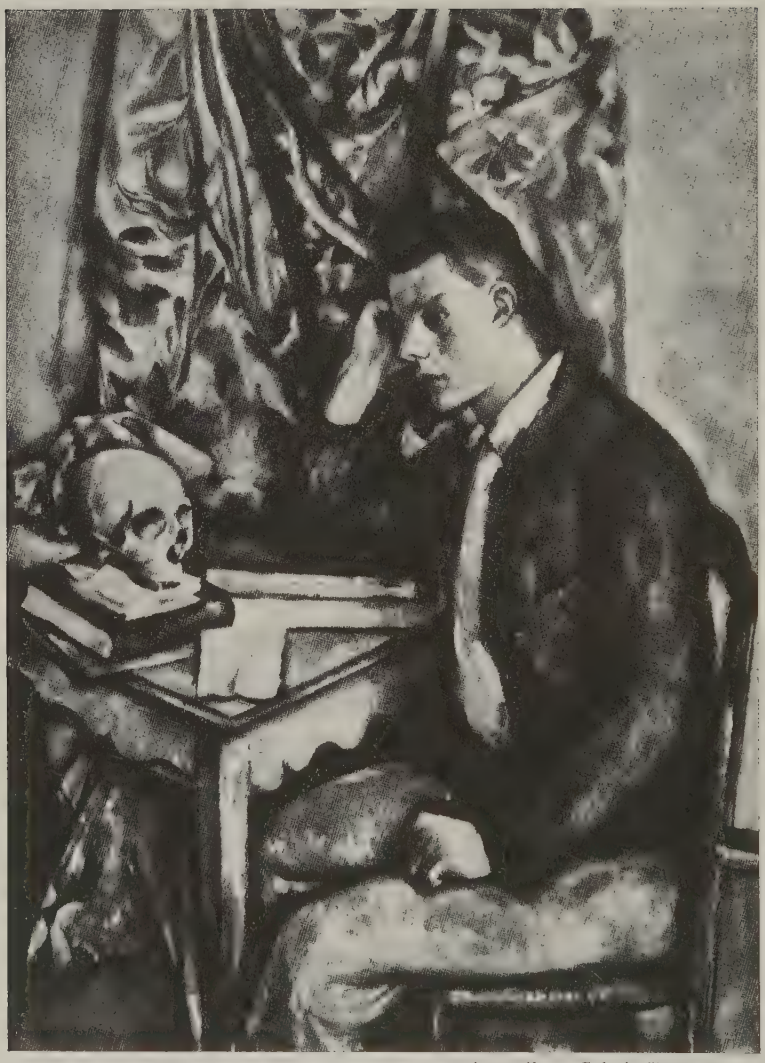


Reinhardt

Bendow

Moissi

Besitz- und Seelenwandel im Großen Schauspielhaus



Ausstellung Galerie Thannhauser

Paul Cézanne, Der junge Philosoph. Slg. Reber, Lugano

## Das Cabaret Voltaire

Von *Richard Huelsenbeck.*

Wenn jemand in früheren Zeiten eine Religion gründete, zog er sich in eine Höhle zurück, aß wilden Honig, wusch sich nicht und wartete, bis die Erleuchtung über ihn kam.

Als wir den Dadaismus im Cabaret Voltaire in Zürich gründeten, aßen wir die guten Steaks der Bollerei, oder wir betranken uns bei Baserba, und was die Erleuchtung angeht, so beschränkten wir uns auf die Illumination unserer Köpfe, die der spanische Wein machte. Wir waren die Propheten einer neuen Zeit.

Tzara war ein erfinderischer Kopf, ein Vierteljahr ging er sichtlich gequält umher, abends erzählte er wehmütig von dem Burzuk, einem Tier in den Wäldern Rumäniens, das sich von den Genitalien der Waldarbeiter nährt. Aber als der Dadaismus kam, stellte er sein Bett nieder, legte die Melancholie ab, und aus den Klageliedern Jeremiä brach jenes dadaistische Gejodel, das später Paris revolutioniert hat.

de Luca

Als Ball und ich den Dadaismus entdeckten, waren wir uns unserer großen Mission bewußt. Ball hatte gerade einen Teller Nudelsuppe gegessen, und ich hatte gerade den letzten besoffenen Studenten aus dem Cabaret Voltaire geworfen, da sagte Ball: *„Da ... da* siehste, wo das hinführt!" Während er sich an einer Nudel verschluckte, machte er mich auf eine Schramme an der Stirn aufmerksam, die mir der besoffene Student mit den Rapieren seiner unbeschnittenen Fingernägel versetzt hatte. In diesem Moment, dies war der historische Moment, lud mir das Geschick eine Verantwortung auf, die ich bis heute nicht abzuschütteln gewagt habe. Ich begriff den Dadaismus.

Die Form einer Religion mit Hierarchie, gesellschaftlicher Ordnung, Priestern und Oberpriestern hat der Dadaismus erst später bekommen. Gleich nach seiner Gründung trat ich der dadaistischen Opposition bei, wir wollten gleiches dadaistisches Recht für alle, wir waren gegen das dadaistische Bonzentum und gegen den dadaistischen Kapitalismus.

Mein Kampflied war ein nordafrikanisches Negerlied, das ich jeden Abend im Cabaret gegen ein bescheidenes Salär vortrug. Es lautet in deutscher Uebersetzung:

„Wir wollen unsere Hammel über das Land treiben.
Laßt uns der Hammel gedenken, ehe wir sterben.
Wenn wir sterben, ist nur die große Trommel noch da.
Umba! Umba! ..."

Dazu schlug ich heftig auf eine Kesselpauke, die mir das Philharmonische Orchester in Zürich geliehen hatte.

Es gab in Zürich einige deutsche Professoren, die dem Dadaismus als einer Zeiterscheinung gerecht zu werden suchten. Mit ihnen saßen wir bei Baserba

und betranken uns, ohne daß es uns gelang, auf den Grund zu kommen. Es war eine große Zeit.

Damals war Mary Wigman noch ein kleines Mädchen und dem Dadaismus geneigt. Heute tritt sie den Dadaismus mit Füßen, aber ihre Füße haben dafür eine gewisse Notabilität erlangt.

Mit der Zeit degenerierte der Dadaismus vollständig, ältere Damen begannen sich wohlwollend für ihn zu interessieren, man hielt ihn für eine neue Kunstrichtung und begann Bücher über ihn zu schreiben.

Was mich angeht, so bin ich immer der alte Oppositionelle aus dem Cabaret Voltaire geblieben, ich fordere gleiches dadaistisches Recht für alle, die internationale dadaistische Sexualzentrale und eine allgemeine dadaistische Abrüstung.

Ehe nicht der Dadaismus zu der einfachen Nudelsuppe zurückgekehrt sein wird, wird nichts aus ihm werden.

Ein dadaistisches Asketentum tut not.

Unsere Jugend mag es sich gesagt sein lassen.

## Snapshot.

Fifth Avenue between 12 and 1.

Von *José Alessandro.*

Der Trafik rast — ein grünes Licht — stop —
Selbst Miß Garfunkelstein muß in das Steuer greifen
Und bremsen — too bad — zehn Schritte nur von Peggy Hoyt,
Give me a coin, I didnt eat nor sleep for days!
Zwei Millionen Dollar Perlen Madame Thiers'
Brüsten gräuschvoll sich in Cartiers Fenster.
Ein Ford berührt die Speichen eines Cadillac:
Excuse me, Sir, I didnt mean to,
Hispano Suizas nicken huldvoll Grüße zu Rolls Royce;
Ein dunkelbrauner Chow fühlt Frühlingstriebe,
Ein vieux marcheur das gleiche,
Bum, der cop stellt um die Weiche,
Grün übergeht in Rot, ein gelbes Licht,
Bewegung, Raserei, Zweck, Wichtigkeit.
Ein Mädchen führt zwei Barsoys an der Leine,
Ein Ehemann von Mittelwest vergaß beim Schneuzen
Zu kreuzen,
Sieht zwei Beine,
Und Waterbury sah ihn nimmer wieder.
Tempo, Tempo, Motoren knattern,
Minuten wiegen schwer wie Gold,
Und downtown hört man die Maschinen rattern,
The pearls at Cartier's — they are sold.

### An Tilla Durieux

Von *Wilhelm Biermann*

Alles, was ich bin,
Steigt kaum mehr zum Atmen auf.
In den Tod dahin
Brach mein heller Sturmeslauf.
Stundenschlag und Rausch
Blaßten Hände tastend ganz.
Und der große Tausch
War mein Wissen von dir Tanz,
Tanz du im Geäst
Heller Netze, die du engst,
Und für jeden Fest
Ist's, wenn du ihn pfeifend fängst.
Not tut, um zu sein,
Daß man sich gefangen weiß,
So wie Sonnenschein
Jeden überbrodelt höllenheiß.

*Aus: „Tilla Durieux" Gedichte von Wilhelm Biermann, bei Reuß & Pollack, 1925.*

**Proeminent.** Alter, reicher, hervorragend intelligenter, liebenswürdiger und allgemein beliebter Aristokrat, Fideikommissenior, wünscht ehebaldigst Interessenharmonie nur mit höchst emporstrebendem angenehmen Angehörigen der Neu-Plutokratie mit tatkräftigem Millionär oder Millionärin, welche (r) **senioral** empfinden vermag, der (die) zustrebt dem ganz upperstem High-life, wünscht gemeinsame Erwerbung feudaler Würden und Titel, Ankauf einer Domäne in geeignetem neutralen Rechtsstaat; Winterdomizil Riviera, Aequatorialgegend oder südliche Hemisphäre, Adoption von Minderjährigem, Bub oder Mädel, willkommen. Jede zweckdienliche Variante (Kombination) wird erwogen.

*(Börsen-Courier.)*


Kein Bad
ohne
Pinofluol

Das medizinische
Fichtennadel-Kräuter-Bad

Es gibt nichts Besseres
für die Nerven!

Nur echt in der grünen Dose!
6 Bäder RM 3.50 12 Bäder RM 6.50
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Nach dem Bade:
Die Wirkung der Pinofluol-Bäder wird erhöht durch das Einreiben mit
„Pinofluol"
Fichtennadel-Franzbranntwein

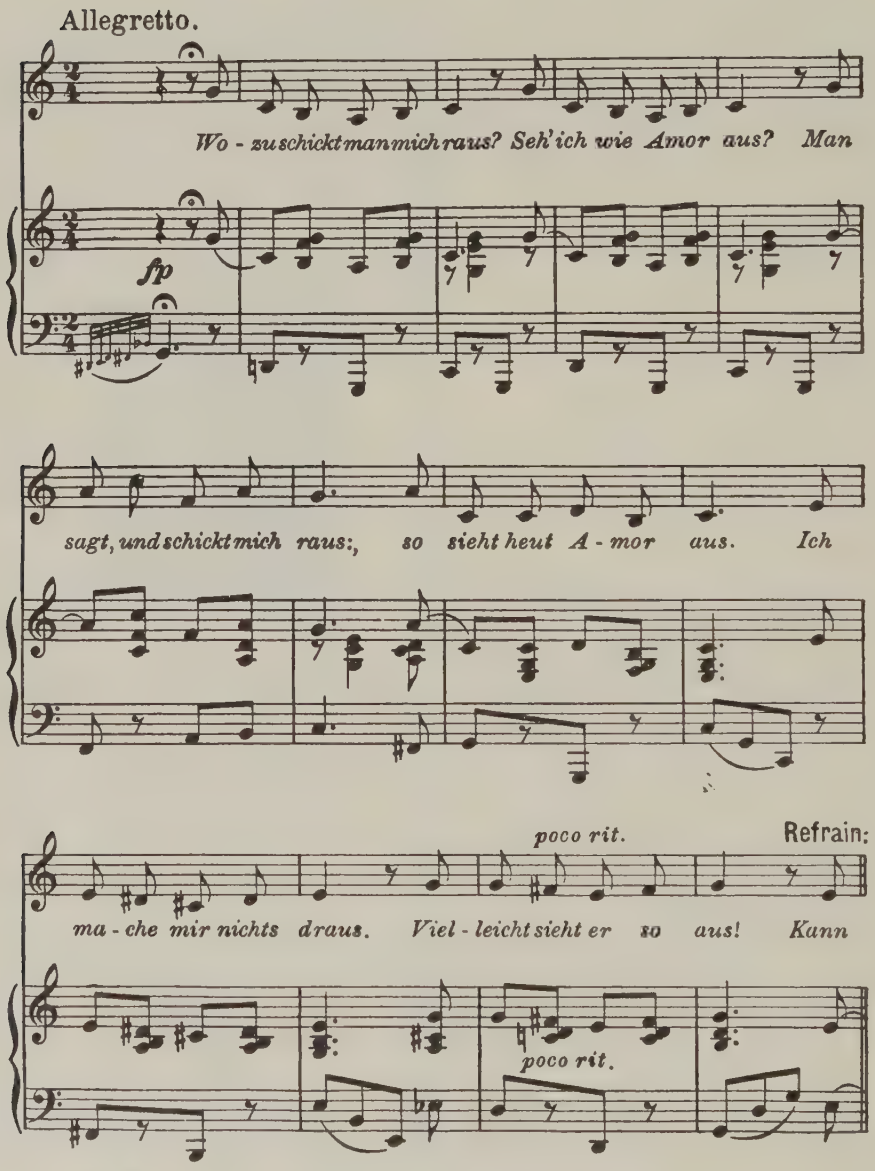
Berlin Wallstrasse 67 Westphal & Sohn Frankfurt a. M. Basel Petersgraben 5

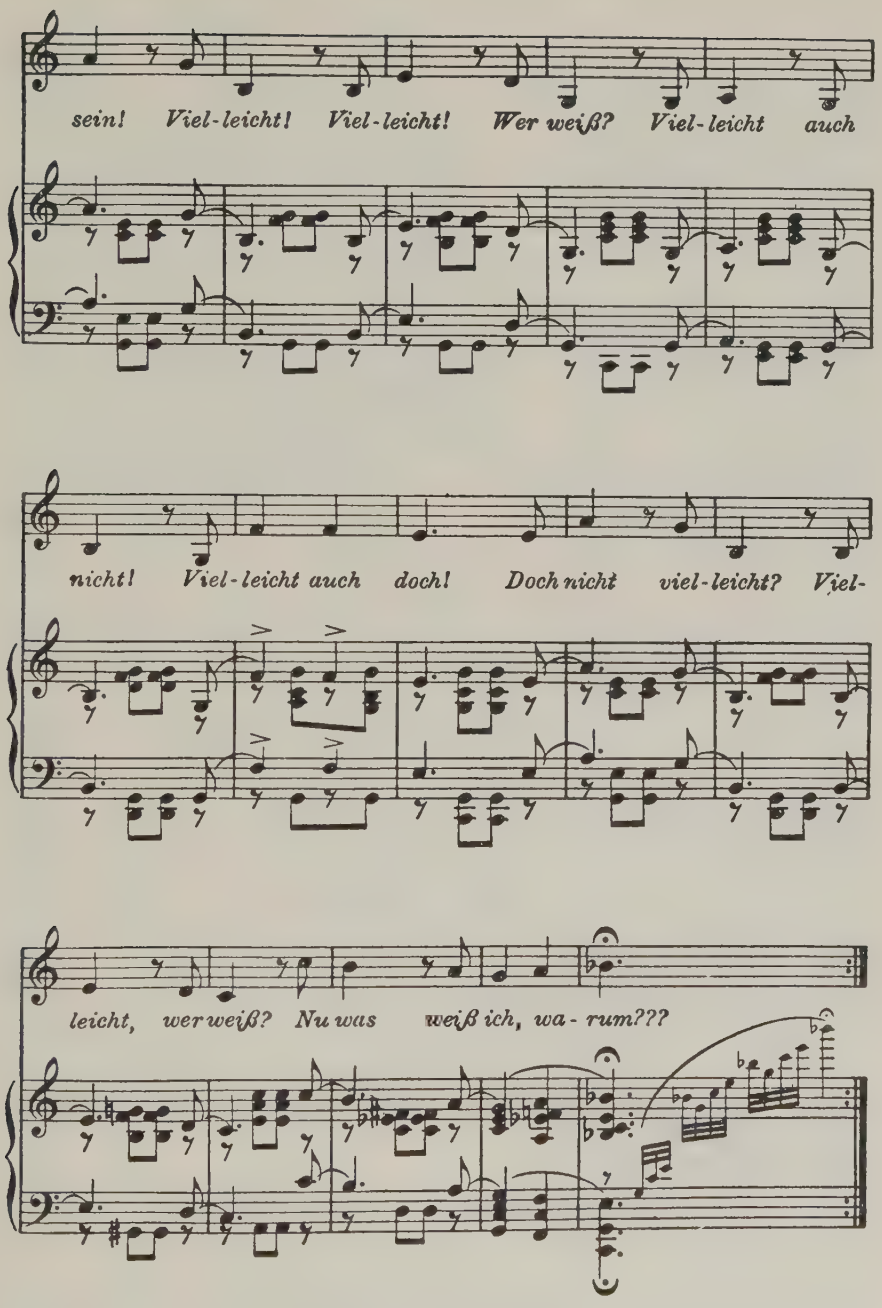
# VIELLEICHT, KANN SEIN, VIELLEICHT AUCH NICHT!

Couplet aus der Revue „Hetärengespräche“

Von

*FRIEDRICH HOLLÄNDER*




sein! Viel-leicht! Viel-leicht! Wer weiß? Viel-leicht auch
nicht! Viel-leicht auch doch! Doch nicht viel-leicht? Viel-
leicht, wer weiß? Nu was weiß ich, wa-rum???

2.

*Manch Marke — wie Ihr wißt —*
*'ne dolle Marke ist.*
*Es ist jetzt die — hurra! —*
*Fridericus-Marke da.*
*Bekommt das Geld dafür*
*jetzt auch Otto Gebühr?*
*Kann sein! Wer weiß?*
*etc.*

3.

*Macht sich ein Regisseur*
*heut über Schiller her*
*und führt die Räuber vor,*
*wie jüngst der Piscator,*
*dann fragst du, wenn du's siehst,*
*ob das noch Schiller ist . . .?*
*Kann sein! Wer weiß?*
*etc.*

4.

*Auch Jannings —, jajaja —*
*ging nach Amerika.*
*Wir gönn'n nach manchem Stück*
*ihm und auch uns das Glück.*
*Da steigt die Frage prompt:*
*Ob Emil wiederkommt?*
*Kann sein! Wer weiß?*
*etc.*

5.

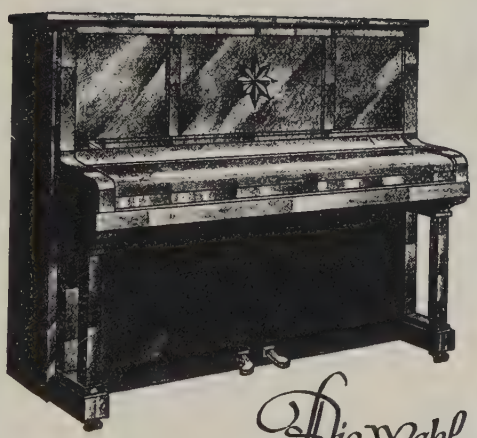
*Wir sind nu Republik.*
*Ich ging zur Republik*
*und fragt' die Republik:*
*Sind S i e die Republik?*
*Da sprach die Republik:*
*Bin ich nu Republik?*
*Kann sein! Wer weiß?*
*etc.*

6.

*Bad Homburg vor der Höh!*
*ist jetzt grad auf der Höh,*
*weil Wilhelm dort verzückt*
*uns langsam näher rückt,*
*wie's der Vertrag ihm gönnt.*
*Wird er Reichspräsident??*
*Kann sein! Wer weiß?*
*Wer weiß? Vielleicht.*
*Vielleicht auch nicht!*
*Vielleicht auch doch!*
*Doch nicht vielleicht?*
*Vielleicht —, wer weiß?*
*Nu was weiß ich —*
*hurra!*

**Lebenszeichen von Jannings.** Endlich ein Lebenszeichen von Jannnings aus Hollywood. Er kabelte an seinen Schneider: „Gebt Veidt eine weißleinene und eine Homespun-Knickerbockerhose und ein Dutzend schöne Krawatten mit."

**Berichtigung.** Der im Dezemberheft gebrachte Hund ist nicht, wie darunter vermerkt, ein irischer, sondern ein Bedlington-Terrier.



Die Wahl
ausgesuchtester Rohstoffe/bewährte
Arbeitskräfte/130 Jahre lange Schulung
sind die Grundlagen für den vollen
Klang und den melodischen Ton der
UNVERWÜSTLICHEN
IBACH-INSTRUMENTE
Daher sind sie ihren Preis immer wert:
Modell 1926: Mark 1650 bis 1700.
Anfragen an das Stammhaus erbeten:
IBACH
Barmen/Neuerweg 40 * Für Groß-
Berlin: Ibach-Haus/Potsdamerstr. 39/W35
und autorisierte Verkaufsstelle: Hans
Rehbock & Co/W30/Motzstr. 78

IBACH
PIANOS
IBACH
FLÜGEL
IBACH
PIANOS
IBACH
FLÜGEL
IBACH
PIANOS
IBACH
FLÜGEL
IBACH
PIANOS
IBACH

## Tod den Maschinen!

„Metropolis" von *Thea von Harbou.*

*Filmmanuskript:*

263. Bild. Herz-Maschine. Gesamt-Aufnahme: (Das Bild nahezu ausfüllend, das Riesen-Stahlgefüge der Herz-Maschine. Der ganze Koloß gegen die als Scheibe erscheinenden Speichen eines enormen Stahl-Rades stehend.

Ein Gewirr von Schalt-Tafeln, Hebel-Systemen, Skalen, Sicherheits-Ventilen. Die Maschine im gleichmäßigen Regen aller ihrer gewaltigen Glieder arbeitend. Das Rad gleich einer gleißenden Sonnenscheibe hinter ihr.

Grot sicher, gelassen, aufmerksam an seiner Maschine beschäftigt. Eine Backe hochgeschwollen vom Priem.

*Roman*):*

Metropolis hatte ein Hirn. Metropolis hatte ein Herz.

Das Herz der Maschinen-Stadt Metropolis wohnte in einem weißen, domhaften Saal. Das Herz der Maschinen-Stadt Metropolis wurde von einem einzigen Mann gehütet.

Der Mann hieß Grot, und er liebte seine Maschine.

Diese Maschine war ein Universum für sich. Ueber den tiefen Mysterien ihrer zarten Gelenke stand wie die Sonnenscheibe, — wie der Strahlenschein einer Gottheit — das silbern-sausende Rad, dessen Speichen im Wirbel der Drehung wie eine einzige, gleißende Scheibe erschienen. Diese Scheibe füllte die Rückwand des Saales mit ihrer ganzen Breite und Höhe aus.

Keine Maschine in ganz Metropolis, die nicht von diesem Herzen die Kraft empfing.

Ein einziger Hebel regierte dies stählerne Wunder. Alle Schätze der Welt, vor ihm aufgehäuft, hätten Grot diese, seine Maschine nicht aufgewogen.

---

*) Der Erstabdruck des Romans „Metropolis" von Thea von Harbou erschien mit Bildern aus dem Film illustriert im „Illustrierten Blatt" (Frankfurt am Main), die Buchausgabe erschien bei Scherl.

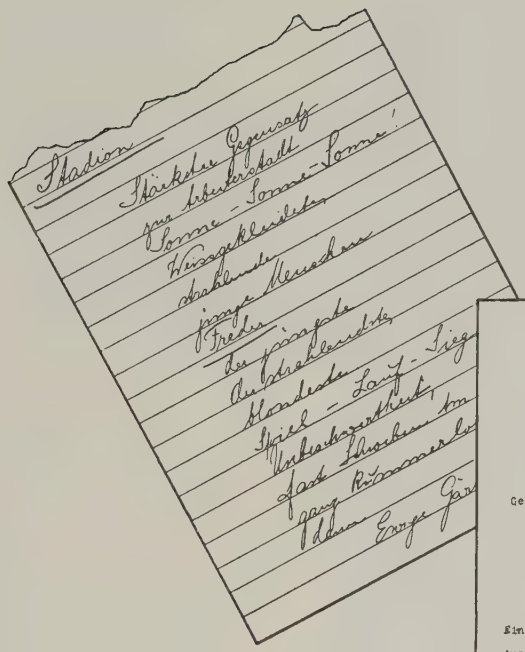
*Wie Brigitte Helm entdeckt wurde.* Es kommt mir heute alles so vor, als wäre es ein Traum. Ich hatte immer Sehnsucht nach dem Theater und spielte bereits im Johanna-Heim in sämtlichen Schülervorstellungen die Hauptrollen. Man sagte mir damals schon — ich war kaum zwölf —, daß ich eine schauspielerische Begabung hätte und unbedingt zum Theater gehen sollte. Und so träumte ich lange Nächte hindurch von Kunst, Ruhm, Popularität ... Sehnsüchtig wartete ich auf den Moment, daß ich endlich einmal in einem „richtigen" Theater auftreten könnte. Die Wochen, die Monate vergingen, aber dieser Moment kam nicht. Meine Mutter sah meine Verzweiflung und, um mir zu helfen, schrieb sie Fritz Lang einen Brief. Bald erhielten wir die Antwort,

# 1135 Arbeitsstunden für 9 Meter 88 Zentimeter

**Von der Idee bis zur fertigen Szene**

Von

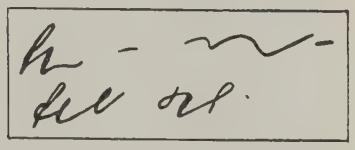
Stefan Lorant.



**Die erste Fassung**

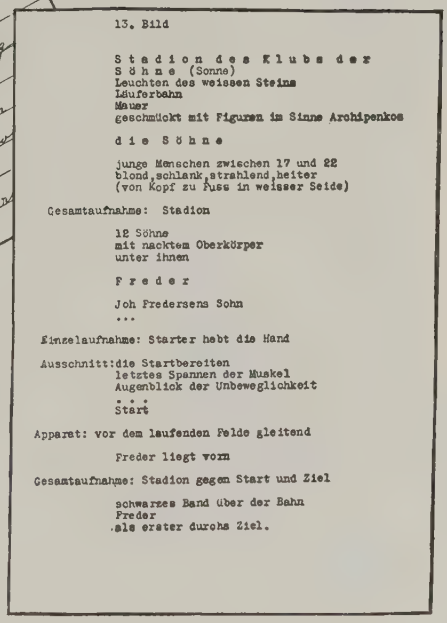
*Eine Seite aus dem Notizbuch der Verfasserin*

**Stadion.** Stärkster Gegensatz zur Arbeiterstadt, Sonne — Sonne — Sonne! Weißgekleidete, strahlende, junge Menschen. *Freder,* der jüngste, der strahlendste, blondeste. Spiel — Lauf — Sieg — Unbeschwertheit, fast schwebend am . . . ganz kummerlos . . . dann *Ewige Gärten.*



**Die Idee**

*Während einer Autofahrt kam Thea von Harbou die Idee zu der Szene: Sie stenographierte auf die Rückseite eines Kinobilletts die Worte: Stadion—Sonne—Strahlende Jugend*



13. Bild

S t a d i o n  d e s  K l u b s  d e r
S ö h n e (Sonne)
Leuchten des weissen Steins
Läuferbahn
Mauer
geschmückt mit Figuren im Sinne Archipenkos

d i e  S ö h n e

junge Menschen zwischen 17 und 22
blond, schlank, strahlend, heiter
(von Kopf zu Fuss in weisser Seide)

Gesamtaufnahme: Stadion

12 Söhne
mit nacktem Oberkörper
unter ihnen

F r e d e r

Joh Fredersens Sohn
...

Einzelaufnahme: Starter hebt die Hand

Ausschnitt: die Startbereiten
letztes Spannen der Muskel
Augenblick der Unbeweglichkeit
. . .
Start

Apparat: vor dem laufenden Felde gleitend

Freder liegt vorn

Gesamtaufnahme: Stadion gegen Start und Ziel

schwarzes Band über der Bahn
Freder
als erster durchs Ziel.

**Die Szene**

**im fertigen Filmmanuskript**

daß wir nach Neubabelsberg kommen sollten. Meine Aufregung war unbeschreiblich. Ich stand in dem mächtigen Atelier — zitternd, bebend. Alles war so neu, so sonderbar, so phantastisch.

Man gab mir einen Brief zu lesen, und während ich die Zeilen durchflog, wurde das Licht eingeschaltet, der Kameramann kurbelte. Kurzerhand: ich wurde gedreht. Dann kam der Schauspieler Alberti auf mich zu, schrie mich an, beschimpfte mich. Dieser kleine Zwischenfall war nötig, damit Fritz Lang meine Ausdrucksfähigkeit prüfen konnte.

So wurde ich entdeckt. Die Probeaufnahme gefiel, und man hat mich für die Doppelrolle des Metropolis-Films engagiert.

*(Aus dem Programmheft des Metropolis-Film.)*

Photo Curt Meyer, Berlin

**Das Scalamädchen.** Sie ist die erste und letzte Darstellerin der „Scala". Sie heißt Ilse May und hat nichts mit Joe und Mia May zu tun; denn in ihrer Produktion ist kein Filmkrampf und kein Kintoppschwindel. Ihr Vater war Artist, und ihre Mama hat auch einen liebenswürdigen Posten in der Scala, gleich vorne links bei dem Ausgang für Fauteuils. Täglich schwebt Ilse zwölfmal mit ihrer Nummerntafel über die breite Bühne und lächelt verheißungsvoll. Am Sonntag hat sie sogar 24mal zu lächeln und zu schweben. Sie pflegt ihr blaues Pagenkostüm selbst und mit viel Eifersucht. Vorläufig gibt es noch keine Nebenbuhlerin für die stumme Bergner der „Scala". (Ich glaube, Ilse May ist mit Recht viel populärer!) Ilse May hat eine eigene Solistengarderobe, mit Widmungsbildern aller großen Artisten dekoriert, aber nur mit Männern. Die einzige Frau ist Barbette. Die Artisten schreiben Ilse May wahre Huldigungen auf das Photo, denn ihr Lächeln macht die Stimmung für die Nummer. Was nützt der schönste Doppelsalto, wenn Ilse nicht vorher verheißungsvoll gelächelt hat? Ilse hat noch nie ein saures Gesicht gezogen, denn sie ist eine Künstlerin des Lächelns und der Grazie. *Draco.*

Berlin, Galerie Flechtheim

Neue Bilder von André Derain

Frank Crommelynck bei Rebers in Lugano

Max Clarenbach in Wittlaer (Niederrhein)

Otto Weerth, Direktor des Bürgerlichen Brauhauses, Duisburg

Photo Galloway

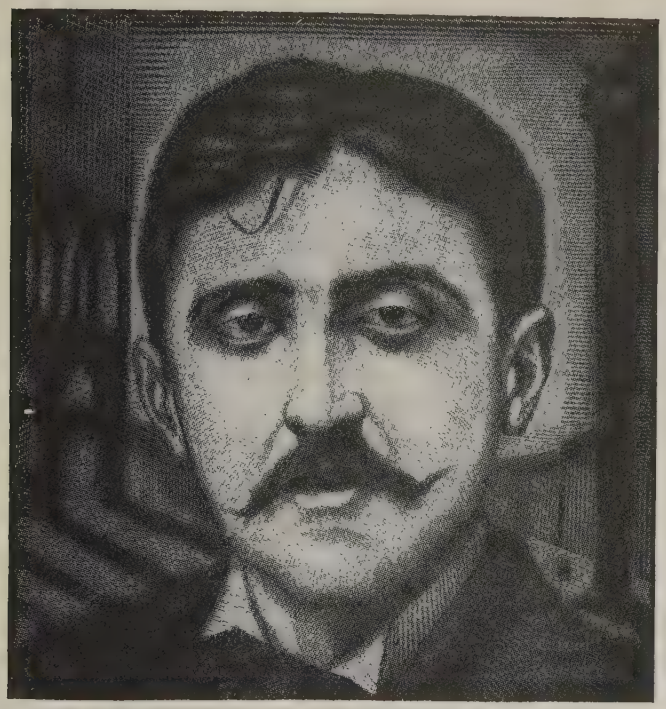
Chinesische Rudersklaven auf dem See des Pekinger Sommerpalastes

Aus dem Emelka-Film „Unsere Emden“

Ewige Sonne — in den Palmengärten der Millionärssöhne

Ewiges Dunkel — in der unterirdischen Maschinenstadt der Arbeiter

NEUERSCHEINUNG



# MARCEL PROUST

## IM SCHATTEN DER JUNGEN MÄDCHEN

ÜBERSETZT VON WALTER BENJAMIN UND FRANZ HESSEL

Broschiert . . . . Mark 9.—
Ganzleinen . . . Mark 12.—
Ganzleder . . . . Mark 22.—

Durch dieses Werk, das mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnet wurde, erlangte Proust europäische Berühmtheit.

Proust erlebt hier seine erste Geliebte und mit ihr das Erwachen seiner Männlichkeit. In dem Salon der Weltdame Odette begegnet er zum ersten Male der großen Gesellschaft, die er mit der Meisterschaft Balzac's schildert.

Ein herrliches Werk, das ich mehr liebe als irgendeine andere neue Dichterbekanntschaft des letzten Jahrzehnts, ist das Werk von Marcel Proust.

*Herm. Hesse im Berl. Tagebl.*

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

**VERLAG DIE SCHMIEDE**

BERLIN W 35

**Berliner Silvesterball.** Harte, preußische Luft zeichnet in den Prunksälen des großen Hotels an Hunderten von schmatzenden Tischen die festumrissenen Konturen eines Berliner Silvester-Wichses. Jazz schrillt auf! — Während der Essenspause stoßen paillettengeschuppte dicke Hüften buntschillernder Fabelwesen die Frackschöße zum Tanz. Ueppigquellendes überwuchert meist kleine, gedunsene, noch börsendösige Männer.

Es gilt, heute wieder Fassade zu zeigen! Masken und Larven! — Wenn sie etwas fadenscheinig zu gespenstern anfangen, schnell rettet das 100-PS-

Großmann — Silvesterball

Tempo, ein auf die Spitze getriebener Kollektivismus. Bei Selbstbesinnung würde Leere gähnen — (Der Engländer hat wenigstens noch seinen sympathisch stillen Spleen, der Franzose seine individuelle Hysterie.)

Hier tanzt Amor syphiliticus mit Hakennase und Stechaugen und etwas verbeulter Papiermachéglatze; dort ein Furunkelpflaster auf speckigem Hals. Aus drachenartig gezackter Rüsche biegt sich ein Weibernacken — Modisches, sonst in zarter Andeutung, wird in barocken Schnörkeln plakatiert: statt wippender Orchideen liegen ganze Moosgärten auf den Schultern. Hotel-Lieferanten mit Freibilletts mischen sich. Biedere spießige Fräuleins lehnen träu-

merisch an Türpfosten still, resigniert. Langsam welken an den verlassenen Tischen die Blumen. Puppen starren zur Decke, wahrer in all ihrer steifen Hilflosigkeit als ihre automatisierten à tout prix up to date sein wollenden Besitzer.

**Wer ist das Mädel,** wenn auch arm, doch reich an Geistesgaben, das Freude hat zu Kind und Haus, zur Nadel und zum Faden? — Keine gnädige Frau! — ich such' das Weib mit über zwanzig Jahren, charakterfest und seelenrein und auch mit langen Haaren. — Gefunden hab' ich's bisher nicht, d'rum muß ich leider fragen und hoffe, daß von vielen doch mir eine das kann sagen. — Bin Beamter, 30 Jahre, und bitte um Mitteilung, wenn möglich mit Bild (bei Ehre wieder zurück) unter „Akademiker 11241" an die Verwaltung ds. Bl.

*Tiroler Anzeiger.*

Will Semm

**In der Bücherstube Hans Götz, Hamburg 36,** wird am 25. und 26. Februar die Bibliothek der Grafen von Blome-Heiligenstedten versteigert.

## Aus den Liedern des „Hof"-Sängers Beier

### *Dirne*

*Als Dirne bin ich großgezogen,*
*Mein Vater war ein alter Dieb,*
*Als Kind verkommen und verdorben*
*Mich Mutter auf die Straße trieb.*
*Ich kannte keine Elternliebe,*
*Nie hörte ich ein freundlich Wort,*
*Bracht' ich kein Geld, bekam ich Hiebe,*
*In Sturm und Regen lief ich fort.*
*Doch kam der Frühling in das Land,*
*So rief ich müd' und abgespannt:*
*Ja, wieder werden die Bäume grün,*
*Und wieder wird es Mai,*
*Und wieder werden die Blumen blüh'n,*
*Doch mein Glück, mein Glück ist vorbei.*

*Einst lernte einen Mann ich kennen,*
*Er schwor mir treue Lieb und Hand,*
*Noch fühle ich die Wunde brennen,*
*Als er sich höhnisch abgewandt.*
*Er wußte nichts von meinem Leben,*
*Auf einmal, da erfuhr er's doch,*
*Er rief mir „Dirne!" noch entgegen,*
*Vor Angst ich in die Ecke kroch,*
*Er warf mir Geld noch in den Schoß,*
*„Hier, Dirne", rief er und ging los.*
*Ja, wieder werden die Bäume grün,*
*Und wieder wird es Mai,*
*Und wieder werden die Blumen blüh'n,*
*Doch mein Glück, mein Glück ist vorbei.*

### *An Deinem Herzen laß mich träumen*

*Noch einmal möcht' ich Dir sagen,*
*Wie ich unendlich lieb Dich hab,*
*Wie oft in unsren Jugendtagen*
*Ich Deine Liebe fest umgab,*
*Mit Morgenrot möcht ich umsäumen*
*Die Liebe in Deines Herzens Raum,*
*An Deinem Herzen laß mich träumen,*
*O, gönne mir den Frühlingstraum!*

*Ich weil' so gern vor Deiner Hütte,*
*Im lichten Abendsonnenschein,*
*Bring' Dir aus finstrer Waldesmitte*
*Zum laubumkränzten Fensterlein,*
*Sieh, diesen Strauß von Fliederbäumen,*
*Ich pflückt' ihn Dir in luft'gem Raum.*
*An Deinem Herzen laß mich träumen,*
*O, gönne mir den Frühlingstraum!*

**Regensburger Kunstkritik.** „Regensburger Liederkranz und Damengesangverein . . ." Mit viel ehrlicher Begeisterung, gesund und durchaus lebensfähig, musiziert dieses gewissermaßen musivisch-josefinische Ehepaar. Wir haben es hier eben mit einem zentripotalen Musikbetrieb unter der impulsiven Führerpersönlichkeit R. L. . . .'s zu tun."

„Frau Ph . . . K . . . sang . . . Wie eine Zauberin beschwor die Künstlerin das düstere Bild des Chaos. Was gab sie diesmal für ängstlich klagende Laute! Welch mild-ernste Töne! Vor allem, welch farbenreich, seltsam schillernde Lichter aus phantastischer Höhe!"

„Die Frauenhalbchöre: Die Töne sprudelten silberklar aus den Kehlen der 16 Charitinnen. Diesmal blieben sie auf dem ebenen Grunde der detonierten Tonregionen."

„Die Ganzfrauenchöre: Aus dem warmen Gold ihrer Töne . . . ward diesmal bisweilen ein künstlich forcierter Flitterstaat."

Der Pianist N. N.: „Seine Brahms-„Gerüchte" dufteten auch für Feinschmecker nach Nektar und Ambrosia." . . . „Unser trunkenes Auge starrt vor den einäugigen Virtuosen hin." Alois Bühler.

*Regensburger Neueste Nachrichten.*

# Ein guter Rat

den Dir ein „Querschnittleser" gibt:

„Wer Sekt liebt

trinkt **Deinhard**

lobt **Deinhard**

denn **Deinhard**

ist gut."

**Koblenz an Rhein und Mosel**

**Chinesische Keramik und Farbenholzschnitte.** Ausstellung E. Cassirer. Diese Grabkeramik mag ja auch vom Standpunkt der Völkerkunde interessante Dokumente liefern, aber sie ist viel mehr, sie ist die künstlerische Aeußerungsform einer religiösen Visionenhaftigkeit. Mag sein, daß Kunsthofhistoriker recht haben, wenn sie in den chinesischen Keramiken griechische Anklänge finden, aber mir scheint es, daß die Griechen zu sehr an die Form und an die Außenschönheit gebunden waren, um die Form von einer Innengeistigkeit sprengen zu lassen, wie es den chinesischen Keramiken eigen ist. Diese Keramiken sind blutgezwungene Visionen von Stieren, Musikanten, Pferden, Kameltreibern, Gauklern und Kriegern, die das Symbol für die irdische Mission des Verstorbenen darstellen wollen.

In den letzten 50 Jahren ist zuviel japanische Exportsüßlichkeit nach Europa gekommen, so daß fast eine Abwehr gegen den Sacharingeschmack der japanischen Holzschnitte nötig war. Die Galerie Cassirer hat jetzt neben den Grabkeramiken und Gefäßen eine Ausstellung von chinesischen farbigen Holzschnitten veranstaltet, die den Sacharingeschmack auf immer vertreiben. Die Holzschnitte stammen aus dem Verlag „Zehnbambushalle" (17. Jahrhundert). Die Holzschnitte sind zum Teil von Hou Jue-ts'orng (von dem man berichtet, daß es ein Einsiedler war, der nur den Träumen der Kunst lebte). Die Holzschnitte wurden 300 Jahre hindurch immer wieder verlegt und verloren nichts von ihrer Qualität, weil sie nicht zeitgebunden sind. Es sind meistens Baumblüten, Blumen, Bambusblätter. Auch in diesen Gegenständen zeigen die großen Kunsthandwerker, daß sie nicht die äußerliche Sichtbarkeit interressiert, sondern das Gefühl, das in den Dingen lebt, die Ausstrahlung, in der sich das Ding äußert. *Emil Szittya.*

**Aller Seelen.**

Reicht mir die duftende Fern Andra
Auch Asta Nielsen holt herbei
Und laßt uns von der Pola reden
Wie Mia May! *Grit Hegesa.*

**Das Hörspiel.** Die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamer Straße 4, hat ein *Preisausschreiben* erlassen, das den Zweck hat, weitere Kreise von Schriftstellern auf die Bedeutung und Notwendigkeit besonderer Rundfunkspiele aufmerksam zu machen und dadurch den Gedanken des Hörspiels zu fördern. Gegenstand des Preisausschreibens bildet ein für die Aufführung bei deutschen Rundfunkgesellschaften geeignetes Hörspiel von etwa 1 bis 1½ Stunden Dauer. Manuskriptablieferung bis zum 15. April 1927. Drei Preise sind vorgesehen: RM. 6000, 4000 und 2000. Das Preisgericht besteht aus folgenden Herren: Dr. Wilhelm von Scholz, Präsident der Dichterakademie, Berlin; Karlheinz Martin, Berlin; Prof. Dr. Georg Schünemann, Direktor der Hochschule für Musik, Berlin; Friedrich Georg Knöpfke, Direktor der Funkstunde, Berlin; Dr. Hans Flesch, Direktor des Südwestdeutschen Rundfunkdienstes, Frankfurt a. M.; Julius Witte, Mitteldeutscher Rundfunk, Leipzig. Die näheren Bedingungen sind auf Anforderung bei der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft erhältlich.

**L'UNIQUE PROFESSEUR.** « Un très jeune homme vint, un jour, demander à Claude Monet de le prendre comme élève.

» — Mais je ne professe pas la peinture, lui répondit l'artiste, je me borne à en faire, et je vous assure que je n'ai pas trop de temps pour çà. Quant à mes brosses, je les lave moi-même. D'ailleurs, depuis que le monde est monde, et tant que le monde sera monde, il n'y a eu et il n'y aura qu'un seul professeur, — et encore ignore-t-il toutes nos esthétiques — c'est celui-là.

» Et il lui montra le ciel, dont la lumière enveloppait les champs, les prairies, les rivières, les coteaux. »

*(Octave Mirbeau in „Bulletin de la vie artistique".)*

**Annoncen-Querschnitt des „Artist".** (Wortgetreu). Frei ab 15. Dezember Trapp Drummer, strenger Rhythmus, aber verträglicher Charakter, moderne Maschine mit allen Effekten. Meine Sensation Loo Merana, Ballett, Kunst, Schönheit, Jugend. Schließe in Sonderfällen auch mit Loo Merana allein oder ich ganz allein ab. Keine Anfragen bitte, da kein Reinfall.

Sofort frei junger Geiger mit seelenvollem Vortrag. Instrument und Garderobe vorhanden.

Prima Damenorchester. Sauberes Auftreten, geeignet für besseres Café. Keine Radaumusik. Kapellmeisterin mit freier Wohnung.

Pianistin von Stehgeiger gesucht. Es kommen nur Damen mit Routine in Frage. Alter bis 24 Jahre. Spätere Heirat nicht ausgeschlossen. Engagement sofort. Bin bereits neun Monate im Engagement. Eilofferten erbeten an Stehgeiger, Café Hitzer.

**Delikatessen.** In einem buddhistischen Kloster in Tibet wird alle 7 Jahre eine ganz besondere Kräutersuppe gekocht; während des Kochens besteigt der älteste Priester des Klosters die Kochwanne und badet eine Stunde lang darin, womit er der Suppe die Weihe gibt. Scharen von Gläubigen wallfahren aus allen Teilen Tibets zu dem Suppenfest, da der Genuß dieses Saftes von allen Sünden reinigt.

*

Elefantenfleisch schmeckt, gut durchgebraten, wie Beefsteak. Natürlich darf das Tier nicht zu alt sein. Empfehlenswert ist namentlich das Nackenstück des indischen Elefanten.

*

Das Schwanzstück des Krokodils schmeckt wie Geflügelwild, ohne besonderen Beigeschmack; jedoch sind nur junge Tiere genießbar.

*

Affen haben kein gutes Fleisch, aber immer noch besseres als Eichhörnchen.

*

Etherton zählt folgende chinesischen Delikatessen auf: Getrocknete Ratten, deren Genuß auch den Haarwuchs befördern soll, neugeborene weiße Mäuse, mit Zuckersaft begossen; sie werden wie Austern geschluckt; das Fleisch gekochter Katzen hat medizinische Vorteile: es vermindert das Fieber; ferner sind uralte in Kalk gelegte Eier in der Mongolei sehr beliebt. Das Moos in der Tundra ist als vorzügliches Gemüse zu empfehlen.

*

Das Fleisch des Moschusochsen schmeckt nicht nach Moschus, sondern wie gewöhnliches Ochsenfleisch.

*

Dr. Hornaday, der Direktor des New-Yorker Zoo, hat in seinem Leben unter anderem versuchsweise gegessen: Wasserschwein, Oktopus (ein Seepolyp, schmeckt wie versalzene Pneumatik), verschiedene Affenarten, darunter Brüllaffen, Klapperschlange, gehacktes Gürteltier, Pengulin (ein Ameisenfresser), Walfisch, die Schildkröte Matamata (als Irish-stew), Eidechse (sehr empfehlenswert, schmeckt wie junges Geflügel), Krokodil, Elefant und vieles anderes.

*Draco.*

**Berichtigung.** Das im Bücher-Querschnitt, Heft 1 1927, besprochene Werk des Verlags der Philosophischen Akademie, Erlangen, „Der Weltkreis" ist herausgegeben von *Hans Kauders.*

**Murillo-Utrillo.** Wie weit die Achtung vor alter Kunst in das Berliner Publikum eingedrungen ist, zeigt die Entrüstung einer großen Reihe der Besucher der Utrillo-Ausstellung in der Galerie Flechtheim, die geglaubt hatten, daß es sich hier um eine Murillo-Ausstellung gehandelt habe und die empört das Lokal ver- und sich das Eintrittsgeld zurückgeben ließen.

## VIERZIG STIERE

Von

J. L. WETCHEEK

*Auf dem Kaledonischen Markt in London versetzten*
*die roten Autobusse vierzig Hochland-Stiere derart in Wut,*
*daß sie, ausbrechend, viele Leute verletzten,*
*weithin verbreitend Panik, Knochenbrüche und Blut.*

*Sie rannten wild über Straßen und Plätze.*
*Man sah vor ihrem Ansturm Feuerwehr, selbst Polizisten versagen.*
*Sie überrannten sich in steigernder Hetze*
*einen Gewerkschaftssekretär, eine Stenotypistin, einen Kinderwagen.*

*Endlich, vor einem sehr farbigen Plakat, hielten sie still,*
*auf dem zu lesen war, daß Bovril Fleischextrakt am meisten tauge.*
*Da standen sie, vierzig Hochland-Stiere, vor einem Plakat Bovril,*
*und blickten schweigend ihrer Bestimmung ins Auge.*

(Deutsch von Lion Feuchtwanger.)

Wir weisen auf die zurzeit in der **Galerie Casper am Kurfürstendamm** stattfindende Ausstellung des **Malers Viktor Tischler**, der in Paris mit einer Ausstellung großen Erfolg hatte.


EIN NEUES WERK

von

G. K. CHESTERTON

EIN PFEIL VOM HIMMEL

Sechs Kriminalerzählungen

Broschiert Mark 3.— / Leinen Mark 5.—

In 6 Kriminalerzählungen wird der moderne Aberglaube, der als Spiritismus die Köpfe der Menschen verwirrt, ad absurdum geführt. Unter scheinbar übernatürlichen Umständen werden Verbrechen begangen, die schließlich einzig und allein mit dem gesunden Menschenverstande gelöst werden. — Chesterton hat mit diesem Buch einen Typ der Kriminalerzählung geschaffen, der stofflich ebenso spannend wie jede Kriminalliteratur ist, aber die durch ihre geistreiche und satirische Art auch dem Geschmack des verwöhntesten Publikums Rechnung trägt.

Im

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN

**Berliner U.-Bahn-Poesie!**

Jung muß die Maid und alt der Wein,
Der Kaffee muß von CARISCH sein!
Sie glüht für mich und ich für sie —
Das ist „Schloß Tiefurt"-Sympathie.
Liebespaare — Ehegatten
Tanzen nach Odeonplatten.
Willst du große Dinge schaffen,
Mußt „Mah Jongg" du dabei paffen.
Es urbiniert der feine Mann
Sich selbst — den Schuh, dann zieht er'n an,
Man braucht sich gar nicht zu genieren —
Die Schuhe selbst zu urbinieren.
Wenn Meyer nicht mehr pusten kann,
Da hält er seinen — FOEHN daran!
Ein Griff, ein Stoß, ein Ruck, ein Knacks —
Zehn Meter weit spritzt — Minimax!!
(Fortsetzung folgt.) *P. v. R.*

# DAS AUSLAND

## CHINA:

**Acht Gründe für Chinas jetzige Lage.** 1. Der unermeßliche Hunger der Generale nach Macht und Reichtum, der dauernd gereizt wird durch ausländische Politiker, die ihr eigenes Korn dreschen wollen.

2. Das Fehlen *einer* starken nationalen Armee, die die rohen Banditenhaufen und die militärischen Unterführer, die dauernd eigene Politik machen wollen, in Schach halten kann.

3. Das Beibehalten lohnsüchtiger Söldnertruppen als eine Leibgarde, die nach der Laune ihrer Herren Provinz nach Provinz mit rasenden Steuern aussaugt und irgendeine Möglichkeit, ein Budget aufzustellen, verhindert.

4. Die ungleichen Verträge mit dem Ausland, die jedem chinesischen Handelsmann und Fabrikanten so schlechte Bedingungen einräumen, daß er mit den Fremden nicht konkurrieren kann.

5. Die Unterstützung, die ausländische Regierungen an militärische Meteore am Himmel der chinesischen Politik gewähren in dem Gedanken, man könne dadurch Chinas Willen, ein gleichberechtigtes Mitglied in der Familie der Völker zu werden, unterbinden, die Unterstützung mit Waffen und politischen Anleihen.

6. Der Mangel des Volkes, sich schnell genug in einer Leidenschaft und einem Zorn zu vereinigen. (Auf dem Lande wissen heute die meisten noch nicht, daß 1911 die Mandschudynastie gestürzt wurde.)

7. Der Lebensstandard der Massen ist so niedrig, sie sind so entsetzlich verschuldet, daß sie nur mehr Zeit zum Klagen haben und wahllos jedes Mittel und jeden Weg begrüßen, die ihre Verhältnisse bessern können.

8. Das Fehlen von Verbindungen und Verkehrsmöglichkeiten, die es einer nationalen Liga von zivilen Kreuzfahrern ermöglichte, herumzuziehen und das nationale Gewissen des ganzen Volkes aufzurütteln, die Provinzen überhaupt miteinander in Kontakt zu bringen.

*(„Chinese Courier", Schanghai, geschrieben in Englisch von Chinesen.)*

**Der Bolschewismus in China.** Es wäre ein Irrtum, die Rolle für besonders groß anzusehen, die Rußland bei den jüngsten Attacken auf England in China gespielt hat. Man sagt allgemein an der Küste, daß Rußland 30—100 Millionen Dollar für Propaganda ausgegeben hat und Tausende von Agenten über das ganze Land unterhielte. Obwohl man keine genaue Information hat, so gibt es keinen Zweifel, daß diese Ziffern sinnlos übertrieben sind. Eine kleine Summe Geldes reicht weit in China. Sehr weise haben die Russen die einzige in sich zusammenhängende Organisation in China, die Studentenschaft, benutzt, um ihre Propaganda auszustreuen. Da die Universitäten sehr schlecht dotiert waren in den letzten Jahren, war es nicht schwer, sich der Dienste der Lehrer für eine ganz kleine Summe im Monat zu vergewissern, die, als Entgelt, die radikalen Gruppen unter den Studenten zu ihrem allgemeinen „Kampf gegen die Fremdherrschaft" aufstachelten. Wenige Führer (immer glauben die Chinesen, das Heil komme von den „Führern"), da und dort, bescheiden bezahlt, können alle möglichen Unruhen über ganz China erregen, sie haben es unzweifelhaft getan. *(Nicholas Roosevelt in „Foreign--Affairs", N. Y.)*

Wir wollen die sogenannten „Roten" in Kanton nicht purpurner machen als sie wirklich sind, auch nicht weißwaschen, aber wir wollen die Tatsachen genau besehen. Die Propaganda, die die Kantonesen als Bolschewisten und Kommunisten verschreit, hat ihren Ursprung bei denen, die Gegner des Kuomintang-Programms sind, das u. a. eine Revision aller Verträge verlangt; eine unfaire Unterstellung, denn wenn wir dieselbe Probe bei den Politikern des Nordens machen, so finden wir sie genau so „rot" wie die Kantonesen. Dr. V. K. Wellington Koo, der versucht, eine Revision der Verträge zwischen China und Japan zu erzwingen, müßte also auch, in der Sprache der Propagandisten, „rot" sein. Dann der General Chang Chung Chang in Schantung, der versucht, die chinesische Flottenoberhoheit in Tsingtau wiederherzustellen: er müßte als

RODENSTOCK

PERFA-PUNKTUELL

DAS BESTE BRILLENGLAS

Angenehmes, scharfes Sehen in jeder Blickrichtung / Fachgemäße Anpassung bei allen Optikern

„rot" gelten. Und unser eigener Marschall Sun Chuan Fang, Oberbefehlshaber der fünf Provinzen des Südens Kiangsu, Anhwei, Chekiang, Kiangsi und Fukien! Er war einer der ersten Militärs, die ein Telegramm an die chinesischen Studenten schickten und ihnen Unterstützung gegen die Fremden zusagten. Er mußte also auch rot sein. Und nicht übersehen wollen wir, daß der König der Reaktionäre, Tschang Tso Lin auch „rot" geworden ist, weil er ein neues Steuergesetz für fremde Waren in Kraft gesetzt hat, das ohne Zweifel den abgeschlossenen Verträgen widerspricht.

Natürlich besteht eine Verbindung zwischen der Sowjet-Regierung und der Kuomintang und ihrem radikaleren Flügel, dem Kuominchun. Beide Parteien haben finanzielle Unterstützung von Rußland bekommen und beschäftigen russische Ratgeber, aber immer bleibt die Frage, was werden die Chinesen den Fremden für diese Hilfe geben? Die Russen in ihrem Bestreben, nach Asien zurückzukommen, als Folge ihrer Niederlage im Weltkrieg, haben sich mit der chinesischen Lage beschäftigt und die Kuomintang und Kuominchun als Kameraden aufgegriffen. Die Japaner haben genau dasselbe getan mit Tschang Tso Lin (und tun es jetzt wiederum mit Kanton) und die Engländer das gleiche mit Wu Pei Fu und Sun Chuan Fang und die Amerikaner haben sich, um ihre „gesegnete" Missionsarbeit durchzuführen, mit dem „christlichen" General Feng Yu Hsiang verbunden, wenn diese Freundschaft auch seit der Reise Fengs nach Moskau erheblich abgekühlt ist.

Abgesehen von der verworrenen Frage, wer eigentlich China retten will und kann, gibt es keinen Zweifel an der rapiden Entwicklung des Nationalismus oder des Bolschewismus, wenn man darunter eine soziale Erhebung überhaupt versteht. Wenn auch die Kuomintang und Kuominchun sich zu Bannerträgern der nationalistischen Bewegung gemacht haben, so haben sie keinesfalls das Monopol darauf, denn die nationalistischen Gefühle dehnen sich über das ganze Land aus und existieren selbst unter dem Despotismus Tschang Tso Lins, Chang Chung Changs und Sun Chuan Fangs, der Herren des Nordens.

*(„The China Weekly Review", Schanghai.)*

Eugen Chen, Kantons Außenminister, soll sich häufig sehr fremdenfeindlich öffentlich geäußert haben. Antienglisch sicherlich — Chen ist in Trinidad, auf englischem Boden, geboren, englisch erzogen (erwarb sogar einmal die englische Staatsangehörigkeit) und haßt alles, was Englisch ist — aber es ist zweifelhaft, ob er das ganze Ausland gemeint hat. Auch sind die Aeußerungen der offiziellen Persönlichkeiten nicht besonders richtunggebend. Kanton steht, ungeachtet seiner diversen inneren Lärmmachereien, für eine klare und nüchterne Politik, die eher konservativ ist.

Kanton weiß, wie jeder in der Welt, daß man im notwendigen Verkehr mit fremden Mächten auch die Verträge mit ihnen einhalten muß. Kanton hat den langen harten Kampf Sowjet-Rußlands während der Zeit gänzlicher Isolierung von der anderen Welt genau beobachtet — ich mache, trotz allem Gerede in Kanton über die Verbindung mit Sowjet-Rußland zum großen Werk der Weltrevolution, eine nicht zu verlierende Wette, daß, wenn die Vereinigten Staaten

und andere führende Mächte die kleinste Geste machen, ein endlich siegreiches Kanton zu unterstützen, diese Geste von Kanton mit vollstem Verständnis dafür aufgenommen werden wird, was die Annahme der Hilfe zu bedeuten hat.

*(Randall Gould in „The Japan Advertiser".)*

**Notizen.** Frau Chiang Kai Shek, die Frau des Kommandeurs der Kuomintang-Truppen, kam in Schanghai zu einem längeren Besuch an. Frau Chiang ist 28 Jahre alt und seit sechs Jahren Sekretärin ihres Mannes. Sie war in Begleitung von Frau Chian Chi Kiang, der Frau des Vorsitzenden des Central Executive Committees der Kuomintang in Kanton.

Bei der Tabakfabrik Nanyang Gebrüder in Schanghai beschäftigte chinesische Arbeiterinnen entfesselten einen Aufstand und zerstörten Maschinen und Ausrüstungsgegenstände im Werte von 20 000 Dollar. Sie hatten gehört, daß die Fabrikleitung beabsichtige, einige neue Maschinen anzuschaffen, die Menschenmaterial ersparten. Fünf der Anführerinnen wurden verhaftet.

Ein großer Ball im Carlton-Theater in Schanghai fand statt unter dem Protektorat der örtlichen russischen Organisationen zum Zweck, Mittel für den Führer der russischen Nationalisten, Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, aufzubringen. Alle Anwesenden waren in Uniformen und Kostümen der alten zaristischen Armee und Marine erschienen. Russische Künstler unterhielten die Gesellschaft.

Um Mittel für eine Expedition der Kuomintang nach dem Norden zu beschaffen, ist in Kanton das Opiumrauchen wieder erlaubt worden. Leute, die rauchen wollen, wo es ihnen beliebt, wie viel und in welcher Form sie wollen, können sich einen Erlaubnisschein, der ein Jahr gültig ist, für 1200 Dollar kaufen. Opium rauchen an beaufsichtigten Plätzen kostet 120 Dollar jährlich, 10 Dollar monatlich, es darf aber nur eine bestimmte Anzahl von Gramm täglich geraucht werden. Man verspricht sich nicht, daß sehr viele Erlaubnisscheine gelöst werden, aber man hat eine Möglichkeit, „schwarze" Raucher mit Geldstrafen zu belegen, wenn sie erwischt werden.

**Chen und Tochter.** Wenn er Englands Sünder und Verbrecher anklagt, durchschneiden seine schlanken Hände aufgeregt die Luft, hinter den goldumrandeten Brillengläsern blitzen verschlagen seine funkelnden Augen. Er spricht ein vollendetes Englisch und schreibt es besser als viele geborene Engländer. Chen trägt unter seinen tadellos gebügelten Hosen weiße Gamaschen, sein Anzug macht seinem Londoner Schneider Ehre. Er zitiert gern Kipling und Hardy und Keats, glänzend beschlagen in der englischen Literatur. Manche seiner ironischen Depeschen an die englische Regierung in Kanton sind Meisterwerke englischer Prosa.

Chen ist der glühendste Patriot, aber er ist auch sehr vorsichtig. Wenn ich ihn in seinem abgelegenen Zimmer im Terminus-Palast besuche, muß ich bei einer schwer bewaffneten Wache an der Tür vorbei, die das Gewehr stets schußbereit in der rechten Hand hält.

Seine Tochter Silvia kommt direkt von einem amerikanischen College und trägt die neuesten Pariser Toiletten mit europäischem Charme. Sie zog mit ihrem Vater in Hankau ein, angetan mit vorzüglich sitzenden Reithosen. Der

freundliche junge Sekretär Chens, Wu, ist ebenfalls ein vollendetes Produkt europäischer Lehrer und Schneider. Diese Menschen sind tausend Meilen entfernt von den Lebensformen der großen chinesischen Bevölkerung; sie wohnen im Terminus-Hotel, das mit allem möglichen Komfort ausgestattet ist und haben die besten Kraftwagen der Stadt. *China Herold.*

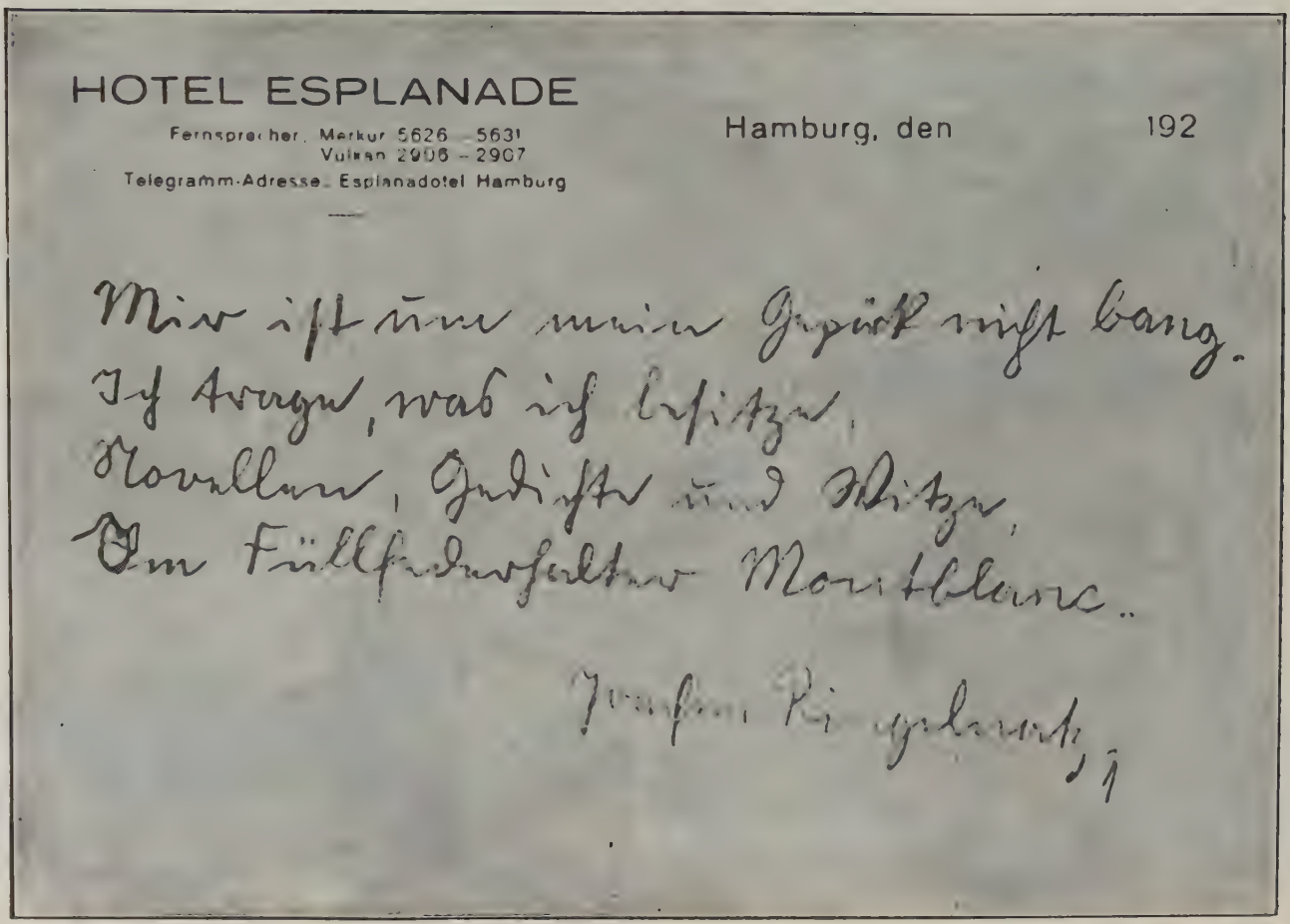
**China in zwanzig Jahren eine militärische Macht ersten Ranges.** Der schwache Punkt in den chinesischen Heeren ist der Mangel an guten Feldoffizieren. Aber das wird jetzt sehr viel besser, da die jungen Leute sehen, welche Chancen sie bei der militärischen Laufbahn haben, und da die ausländischen Militärakademien ihnen offenstehen. Eine beträchtliche Anzahl von chinesischen Offizieren studierten auf den japanischen Kriegsschulen. Es gibt bereits acht Offiziere, die die schwere amerikanische Schule West Point absolviert haben; sie sind noch ganz jung und doch schon Stabsoffiziere mit Generalsrang.

Während einer der jüngsten Zivilkriege wurde einer unserer (amerikanischen) bei dem 15. Infanterieregiment in Tientsin stationierten Offiziere schwer krank. Das nächste Krankenhaus, wo eine Operation durchgeführt werden konnte, das Rockefeller-Institut in Peking, konnte wegen Truppenbewegungen nicht erreicht werden. Einer der chinesischen Generale, deren Truppen in der Nähe lagen, war ein Klassenkamerad des kranken amerikanischen Offiziers von West Point her. Als er von dem Fall hörte, schickte er sofort sein Auto, das ihn nach Peking brachte, wodurch sein Leben gerettet wurde. Einige Zeit später, als der Offizier, völlig wiederhergestellt, nach Tientsin zurückgekehrt war, wurde die Armee, die sein chinesischer Freund kommandierte, entscheidend besiegt. Kurze Zeit darauf erschien ein verstaubter und ausgehungerter Mensch in Zivilkleidern vor den amerikanischen Baracken und fragte nach dem Offizier, der neulich operiert wurde. Er verschwand dann im Lager. Es war der chinesische General; sein amerikanischer Klassenkamerad hielt ihn solange vor Verfolgung verborgen, bis er im Schutze der Nacht in eine freundlichere Gegend Chinas fliehen konnte.

Vor sechzig Jahren konnten schwache europäische oder amerikanische Kräfte überall mit Erfolg landen, ohne auf irgendeinen Widerstand der Einwohner zu stoßen. Vor siebenundzwanzig Jahren, beim Boxeraufstand, fochten sich 20 000 Mann deutscher, amerikanischer, englischer, französischer und russischer Truppen von Tientsin nach Peking durch. Die enorm viel größere Anzahl chinesischer Soldaten, die sie vor sich hertrieben, waren ohne Artillerie, die Infanterie ganz schlecht ausgerüstet. Sie wußten nichts von moderner Taktik, in ihrer ganzen Erscheinung gehörten sie zum Mittelalter. Es sei nur erwähnt, daß heute allein Tschang Tso Lin über 100 Feldflugzeuge hat, was Rückschlüsse zuläßt auf die Ausrüstung seiner Armee.

Täglich werden die Heere besser. In zwanzig Jahren, wenn nicht früher, wird China eine militärische Macht allerersten Ranges sein, möglicherweise die größte und stärkste auf der Erde.

*(The China Weekly Review.)*



HOTEL ESPLANADE

Fernsprecher: Merkur 5626 – 5631
Vulkan 2906 – 2907
Telegramm-Adresse: Esplanadotel Hamburg

Hamburg, den 192

Mir ist um mein Gepäck nicht bang.
Ich trage, was ich besitze,
Novellen, Gedichte und Witze,
Im Füllfederhalter Montblanc.

Joachim Ringelnatz

MONTBLANC, der Füllhalter für individuelle Handschrift

CARL
# HAGENBECK
STELLINGEN-HAMBURG

GASTSPIEL CIRCUS BUSCH !
NORDEN 840

Täglich 8 Uhr, Sonntags auch 3:

*Hagenbecks*

## REVUE
*der* **KONTINENTE** *und*
## MEERE

Die edelsten Pferde der Erde. Nie zuvor gezeigte Dressuren von Raub- und Wildtieren aus Wüste, Steppe, Dschungel, Hochgebirge u. Ozean. Die strahlendsten Sterne der romantischen Manege!

DER ABSOLUTE CIRCUS

# verjüngt die Haut!

Aus der Unterhaut lang- und zählebiger Panzertiere gewonnene Stoffe, die die menschliche Haut regenerieren, werden durch die Hautporen eingerieben.

KEINE OPERATION!
KEINE INJEKTION!

Falten, Runzeln und Krähenfüße verschwinden! Die Haut wird jugendfrisch, glatt, rosigweich!

Stärke I Reichsmk. 25.–

In den führenden kosmet. Geschäften erhältlich. Bezugsquellen und Druckschriften durch die alleinige Herstellerin

OPOTERAPIA
G.m.b.H. / BERLIN W 15
Kurfürstendamm 28
Tel.: Bismarck 7776

# Gentila Gürtel

machen straff und schlank und leicht den Gang

★

Katalog H 3 kostenfrei!

★

**J. J. Gentil** G. m. b. H. **Berlin W 9**
**Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz)**
8 separate Anproberäume / Geöffnet von 9 bis 6 Uhr

GALERIE NEUE KUNST FIDES

LEITUNG RUDOLF PROBST

SONDERVERANSTALTUNG IM FEBRUAR UND MÄRZ 1927

ANLÄSSLICH DES 60. GEBURTSTAGES VON

# EMIL NOLDE

GESAMT-AUSSTELLUNG DER GEMÄLDE DES KÜNSTLERS IM STÄDT. AUSSTELLUNGSGEBÄUDE DRESDEN, LENNESTRASSE
AUSSTELLUNG DER AQUARELLE IN DEN EIGENEN RÄUMEN

FESTSCHRIFT MIT KATALOG UND 30 ABBILDUNGEN

DRESDEN-A., STRUVESTRASSE 6

HANNOVER

**Kunstversteigerung**

vom 15. bis 17. Februar

GEMÄLDE

mod. und alter Meister: Kunstgewerbe – 17. Febr. geschlossene Graphik-Sammlung

16. bis 18. Jahrh. darunter engl. und franz. Farbstiche, 180 Blätter Chodowiecki usw.

Katalog auf Wunsch

**V. D. PORTEN G. M. B. H.**

Leitung: Dr. Wedekind und Karl v. d. Porten

**Hannover / Herschelstraße 31**

TIEFDRUCKE
KUPFERDRUCKE

einfarbig und mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 131/132 / Fernsprecher: Hasenheide 2100/2101

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

Eine praktische Neuheit

ist unser
verbessertes Klemmrücken-
Notizbuch für lose Blätter.

Leibag **FLEXO-NOTES**

Es vereinigt alle Vorzüge des
Lose-Blatt-Notizbuches.

Zu haben in jeder Papierhandlung

**Leibag**
**Bürobedarf**

**Leipziger Buchbinderei**
**Actiengesellschaft**
vormals Gustav Fritzsche

**LEIPZIG C 1 / BERLIN S 42**

**OKASA FÜR MÄNNER**

Neue Kraft durch das neue Kräftigungsmittel „OKASA" nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Hervorrag. begutachtet ist die prompte und nachhaltige Wirkung. Eine Original-Packung (100 Tabletten) 8.50 M. Das echte Präparat erhalten Sie nur durch **Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 156,** Friedrichstr. 160 (zw. Unter den Linden und Behrenstr.) Hochinteressante Brosch. kostenl. in verschl. Doppelbrief.

**ORDNUNG**
**VON BIBLIOTHEKEN**

REGISTERARBEITEN

JEDER ART UND DEN NACHWEIS
WISSENSCHAFTLICHEN MATERIALS

**ÜBERNIMMT**

**OSKAR ARNSTEIN**
**BERLIN-SCHÖNEBERG**
KÖNIGSWEG 4,I

JAHRZEHNTELANGE ERFAHRUNG
REFERENZEN ZUR VERFÜGUNG

**NIEDERRHEINISCHE**
**TÖPFERSTUBE**
**CLAUS BARTHELMESS**

Atelier und Werkstätte für künstlerischen keramischen Schmuck der Innen- u. Außen-Architektur

**DÜSSELDORF, NEUSS AM RHEIN**
**UND GODESBERG**

**Dr. Ernst Sandow's**
künstliches
**EMSER SALZ**
**und Pastillen**
bei Erkältung altbewährt.

**Man verlange ausdrücklich SANDOW**

**Paraffinlinoleum.**

Heiße Wasserböden ersetzen Asphalt, Gummiläufer, Filz und Kokosmatten, auch ärztlicherseits vorgeschrieben. Luftdesinfektionsmittel.

**Komfort für Paraffin-Linoleum A. G. m. b. H.**
**Handelsregister No. 21. Lieferung 1853.**
**Verordnung von Linoleum.**

**Bad Kudowa** Kreis Glatz
Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

**Meran** Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Wunderbare Heilerfolge hat man
im Auffrischungs- und Verjüngungs-

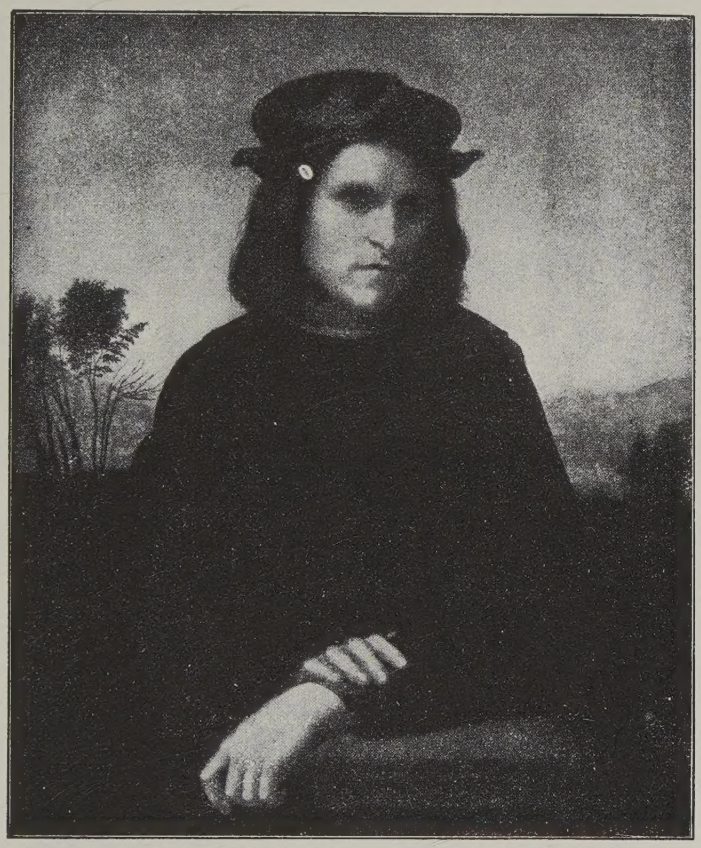
**Radiumbad Oberschlema**

wo die stärksten Radium-Bäder der Welt verabreicht werden bei Gicht, Rheuma, Ischias, Nervenleiden, Adernverkalkung, Stoffwechselstörungen. Die Zahl der Gäste verdoppelt sich jährlich. Eine Kur dauert 2-3 Wochen.

**Besonders geeignet für**

**HERBST- UND WINTERKUREN**

Kurtaxe frei. Versand der hochradioaktiven Wässer nach allen Gegenden. Prospekt von der Badeverwaltung Radiumbad Oberschlema im sächsischen Erzgebirge.



Franciabigio: Bildnis eines jungen Mannes

# PROPYLÄEN
## KUNST GESCHICHTE

das umfassendste Werk über die Kunst aller Zeiten
Besichtigung in jeder Buchhandlung

Ausführliche Prospekte kostenlos

DER PROPYLÄEN-VERLAG

BEDEUTENDE NEUERSCHEINUNGEN

PVZ

# HEINRICH MANN

## Mutter Marie

ROMAN

1. bis 30. Tausend

Nirgends findet man eine derartige Inbrunst, eine solche Hingabe an die aufgewühlte Seele des Weibes. Es ist ein Werk groß entfalteter Reife, ohne Vorbild in der deutschen Dichtung, in einer Sprache, die den Gipfel der Kunst erklommen hat. (Berliner Tageblatt)

*Halbleinen M 6.–, Ganzleinen M 7.–, Halbled. M 10.–*

# H. G. WELLS

## Der Traum

ROMAN

1. bis 20. Tausend

Eine geniale Eingebung ermöglicht es Wells, aus der Perspektive eines späteren, glücklicheren Jahrtausends unser Zeitalter zu schildern. So wird dieses Buch, reich an außerordentlichen, erschütternden Schicksalen und bewundernswert durch seine Objektivität, ein großer Zeitroman.

*Ganzleinen M 4.80*

# FRANZ WERFEL

## Der Tod des Kleinbürgers

NOVELLE

1. bis 10. Tausend

Diese Novelle schlägt in unser Herz. Sie ist ein Heldenlied, traurig und erhebend, grausam und süß zugleich, ein Buch von Zeit und Ewigkeit. (Kurt Pinthus)

*Ganzleinen M 4.90*

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN-WIEN